

DER FELS

Katholisches Wort in die Zeit

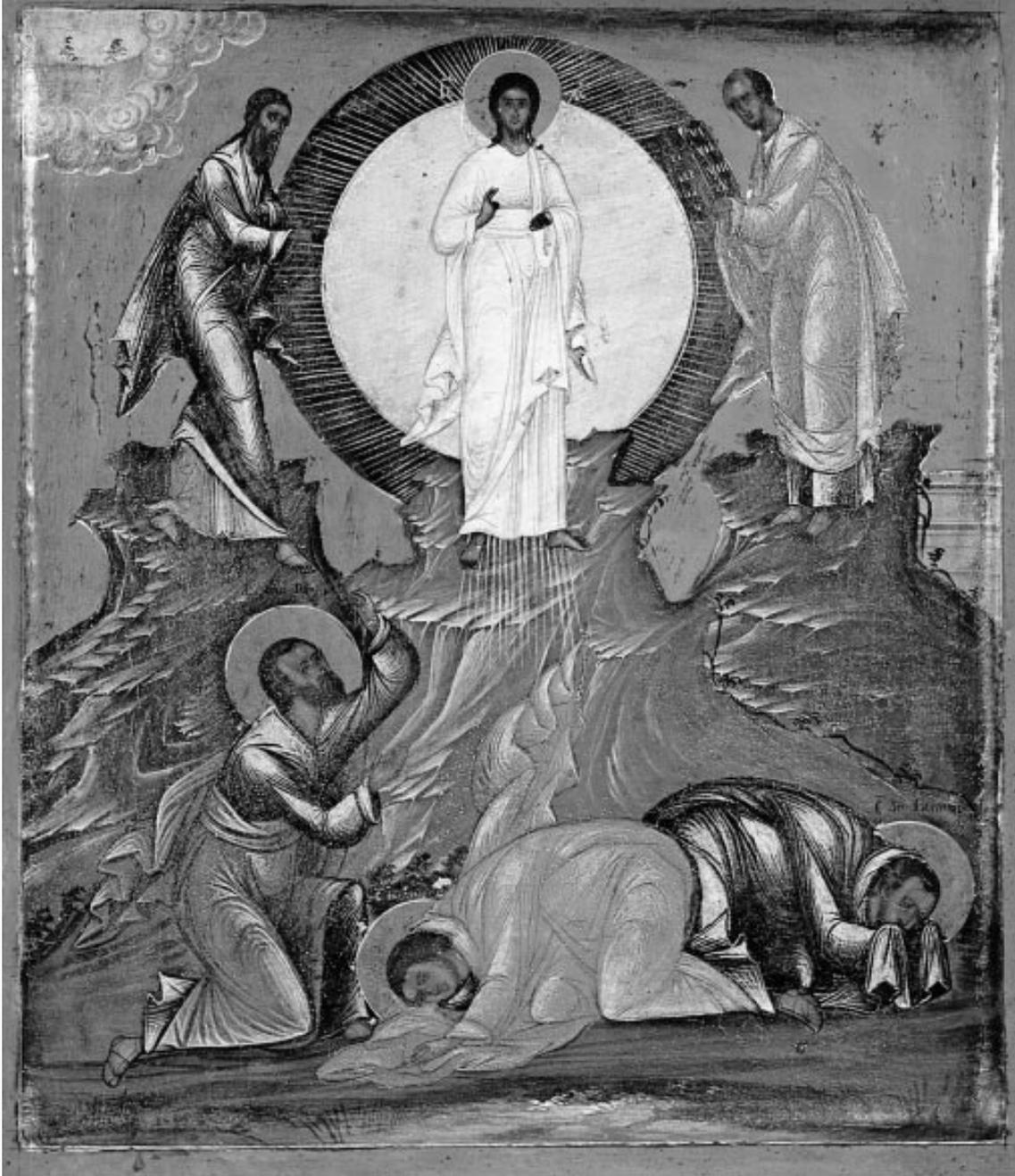
IN DIESEM HEFT:

Zur Fastenzeit:
Ein Lebensstil für alle S.39

Die Schätze der klassischen
Liturgie neu entdecken S.47

Dem Familienbund fehlen
klare Begriffe S.49

28. Jahr Nr. 2
Februar 1997



DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes

Verlag: Der Fels-Verlag GmbH
- Als gemeinnützig anerkannt-

Herausgeber: Initiativkreis katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg e.V.
Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering,
Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743
Verlagsleitung: ebendort. Gesamtherstellung: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten. **Bezugspreis** jährlich einschließlich Porto und Versand: **DM 40,-**; ins Ausland **DM 45,-**; **öS 320,-**; **sF 38,-**; Abbestellungen sind nur halbjährlich möglich bis zum 15. Juni oder 15. Dezember.

Bestellung: An den Fels-Verlag GmbH, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering

Einzahlung der Bezugsgebühren Deutschland: Konto Fels-Verlag, Raiffeisenbank Kaufering-Landsberg eG, Nr.: 519 952, BLZ: 701 694 26

Österreich: Bestellungen wie oben, Bezugsgebühren an: Landes-Hypothekenbank Salzburg, Fels-Verlag, Konto Nr.: 2 493 378

Italien: Bezugsgebühren - nur durch Auslands-postanweisung oder Eurocheck - an: Auslieferung „Der Fels“, Postfach 11 16, D -86912 Kaufering

Schweiz: Bestellung, Auslieferung, Bezugsgebühren an: Christiana-Verlag, CH-8260 Stein am Rhein, Tel.: 052/414131. Postscheckkonto Zürich Nr.: 80-26630-6

INHALT

Walter Lang: Darstellung des Herrn - Geschichte, Theologie, Brauchtum	36
Joachim Kardinal Meisner: Lebensstil für alle Christen - Die evangelischen Räte als Therapie gegen den Virus des Zeitgeistes	39
Alois F. Kratochvil: Der hl. Adalbert - Wojtech Ein großer Europäer (Schluß)	43
Robert Kramer: Die Schätze der klassischen Liturgie neu entdecken	47
Helmut Volpert: Dem Familienbund fehlen klare Begriffe	49
Hubert Gindert: Sind „Die Grünen“ eine für Katholiken wählbare Partei?	50
Jürgen Liminski Symptome eines Niedergangs - Die Diskussion um Kinderschändung und Sexualstraftat greift zu kurz	52
Auf dem Prüfstand	54
Zeit im Spektrum	57
Bücher- Revue	62
Forum der Leser	63

Titelbild: Verklärung Christi: Griechische Ikone, 18. Jh., Sammlung Felber, Possev-Kalender 1991
Fotos: Bildarchiv Foto Marburg 37; Bayr. Staatsgemäldesammlungen München 38; Liminski 40; A. F. Kratochvil 45; St Agnes-Sternberk 46; Bildarchiv Pater Hermes 48.

Liebe Leser,

die katholische Monatszeitschrift „DER FELS“ erschien erstmalig im Januar 1970. Es war die Zeit, als sich die Anzeichen von Fehlentwicklungen nach dem II. Vatikanischen Konzil bereits deutlich abzeichneten, die schließlich in die heutige, kaum mehr bestrittene Krise führten: den offen bekundeten Glaubensungehorsam, die religiöse Unwissenheit, die massenhafte Verführung und Manipulation - siehe Kirchenvolksbegehren- möglich macht, das Mißverständnis von Kirche als einer demokratisierbaren Institution, in der es um Struktur und Macht, nicht aber um Dienst an der Wahrheit geht, das fast verschwundene Bewußtsein der Katholiken von ihrem Missions- und Weltauftrag.

Wer die ersten Jahrgänge des „Fels“ durchblättert, wird erkennen, mit welcher Klarsicht bereits zu Beginn der 70er Jahre die Vorgänge in der Kirche richtig analysiert sind, wie dringende Kurskorrekturen und Reformen angemahnt und vor den Folgen Fehlentwicklungen gewarnt wurde.

Pater Gerhard Hermes, der Begründer der Zeitschrift und seine Mitstreiter hatten sich zum Ziel gesetzt die Lehre der katholischen Kirche gegenüber dem Neo-Modernismus zu verteidigen und in der Glaubens- und Kirchenkrise eine klare Orientierung zu bieten. Sie wählten für die Zeitschrift bewußt den Namen „DER FELS“. Eine Zeitschrift, die der Kirche dienen will, kann keinen zutreffenderen Namen und kein besseres Fundament haben, als die auf den Felsen Petri gegründete Kirche. Die Verbundenheit mit dem obersten Hirten und Lehrer der Universalkirche waren von Anfang an das Markenzeichen des „Fels“. Während eine ganze Reihe katholischer Publikationen sich chamäleonartig dem vorherrschenden Zeitgeist angepaßt

haben, hat der Fels seine ursprüngliche Aufgabe nie aus dem Auge verloren. Er braucht deswegen auch keine Kurskorrektur vorzunehmen. Es geht vielmehr darum, das geistige Vermächtnis von Pater Hermes und seiner Mitarbeiter weiterzuführen und so den Herausforderungen unserer Zeit gerecht zu werden.

Pater Hermes konnte sich in seiner Arbeit von Anfang an auf seinen engen Mitstreiter Heinz Froitzheim stützen. Dieser hatte als Redakteur verschiedener Kirchenzeitungen nicht nur journalistische Erfahrungen sammeln, sondern in dieser Position auch den allmählichen innerkirchlichen Aufweichungs- und Erosionsprozeß mitverfolgen können. Als sich Pater Hermes krankheitsbedingt seit 1984 immer mehr von der Arbeit am „Fels“ zurückziehen mußte, leistete Heinz Froitzheim Zug um Zug die Aufgabe des Chefredakteurs, schon bevor er die Gesamtverantwortung nach dem Tod von Pater Hermes 1988 auch formell übernahm. Er tat dies in einer sehr schwierigen Zeit. Um so höher ist es ihm anzurechnen, daß er der einmal übernommenen Aufgabe treu geblieben ist. Dank seiner journalistischen Fähigkeiten und seiner Einsatzbereitschaft ist der „Fels“ ein katholisches Markenzeichen geblieben. Wenn er sich nun von der Arbeit für den „Fels“ nicht verabschiedet, sondern sich in das zweite Glied zurückzieht, also weiterhin verantwortlich mitarbeitet, so können die Leser des „Fels“ darauf vertrauen, daß die Kontinuität gewahrt bleibt. Wir werden auch künftig einen geraden Weg gehen! Was sind heute die Aufgaben, die der „Fels“ mit seinem Wort aufgreifen kann? Ich meine, es sind die gleichen, wie im Jahr der Gründung 1970. Was sich verändert hat, ist die Situation der Kirche. Sie ist im Vergleich zum Gründungsjahr ungleich schwieriger geworden. Zu den Aufgaben von damals, dem Neo-Modernismus zu begegnen und eine klare Orientierung im katholischen Glauben zu bieten, kommen heute verstärkt hinzu: die Entmutigten aufrichten und mit neuer Zuversicht erfüllen, die isolierten kirchentreuen Katholiken zu Initiativen sammeln, neue geistliche Aufbrüche und Bewegungen bekannt machen und fördern, Solidarität mit Bedrängten und Verfolgten üben. Was wir ins-

gesamt brauchen, ist wieder eine missionarische um die Seele der Menschen ringende Kirche!

Dazu will auch der „Fels“ seinen Beitrag leisten.

Wir gehen mit diesem Heft in die Fastenzeit hinein. Kardinal Meisner empfiehlt darin einen Lebensstil, der uns durch die Beachtung der evangelischen Räte gegen den falschen Zeitgeist immunisiert und uns zur eigentlichen Bestimmung zurückfinden läßt. Es ist das Bewußtsein, Geschöpf zu sein, das auf Gott und nicht auf die Welt hin angelegt ist.

Ihr Hubert Gindert

*

Liebe Leser,

erlauben Sie auch mir bitte noch einige Zeilen. Wie ich vor einiger Zeit angekündigt habe und Herr Professor Gindert es im Vorstehenden sagt, bin ich nun aus Alters- und Gesundheitsgründen „in das zweite Glied zurückgetreten“. Das „zweite Glied“ bedeutet in diesem Falle: Ich bin nicht mehr verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift und auch nicht mehr Geschäftsführer ihres Verlages, wohl aber werde ich als Mit-Herausgeber und durch Mitarbeit in der Redaktion dem „Fels“ verbunden bleiben, so Gott will. Vielleicht kann ich dann nach einer notwendigen Kur auch noch tun, woran ich durch die vielerlei Verpflichtungen als Redakteur und Geschäftsführer bisher gehindert war: Briefe von Lesern beantworten, die bisher unbeantwortet liegen bleiben mußten, und Beiträge schreiben, die mir notwendig erscheinen und am Herzen liegen.

Prof. Dr. Hubert Gindert, mein Nachfolger als verantwortlicher Redakteur und Geschäftsführer des Fels-Verlages, ist Ihnen bereits von verschiedenen Beiträgen in unserer Zeitschrift her bekannt (Nr.12/1995 S.344: „Kirchen-VolksBegehren: Erfahrungen und Erkenntnisse“- Nr.3/196, S.71: „Vom Begehren zum Erobern“; Nr. 10/1996, S. 293: „Nützliche Lehren aus der Wirtschaft“). Er ist Laie, 1933 geboren, verheiratet, Vater von vier inzwischen erwachsenen Kindern, von Beruf Professor für Marketing an einer Fachhochschule. Er ist also kein „studierter“ Theologe, wohl aber durch ein aktives Leben in und mit der Kirche in den Glauben hineingewachsen und auch mit den heutigen Problemen von

Glaube und Kirche vertraut. Er gehörte 20 Jahre dem Diözesanrat des Bistums Augsburg an; er war von 1990 bis 1994 Vorsitzender dieses Rates und als solcher auch Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Er ist Mitgründer des „Initiativkreises katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg e.V.“, der seit einigen Jahren mit seinen monatlichen Vortragsveranstaltungen, mit Seminaren und insbesondere mit den Theologischen Sommerakademien in Diessen eine für heute sehr notwendige Arbeit leistet und mit dieser Arbeit auch Schule gemacht hat.

Als Redakteur des „Fels“ stehen ihm nun nicht nur die bisherigen Mitarbeiter zur Seite, sondern auch fähige Priester und Laien aus den Initiativkreisen und aus deren Umfeld. Im Hinblick auf diese Fakten möchte ich wiederholen, was ich seinerzeit bei der Ankündigung der Änderungen geschrieben habe: „So, hoffen wir, kann das Erscheinen der Zeitschrift, so viel an uns liegt, unter Wahrung ihrer Linie gesichert und ein Übergang ohne Bruch eingeleitet werden. Und vielleicht können wir die Zeitschrift auf diesem Wege auch ausbauen und weiter verbreiten.“

Es war auch, wie wir ebenfalls erkannten, notwendig, Träger- und Herausgeberschaft der Zeitschrift auf eine breitere Basis zu stellen; Ihr Erscheinen sollte nicht von Leben und Wohlergehen der einzigen Person abhängig sein, die von den ursprünglichen Gesellschaftern und Herausgebern noch übrig geblieben war. Diese Verbreiterung der Basis geschieht in den nächsten Tagen, indem der „Initiativkreis katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg e.V.“ Hauptgesellschafter der Träger-GmbH des „Fels“ wird.

*

„In Namen Gottes des Dreieinen beginnen wir dieses Werk, das uns aufgetragen ist. Unter seinen Segen stellen wir jedes Wort, das wir schreiben. Möge Er, darum bitten wir, es lebendig machen und fruchtbar zu Glauben, Hoffen und Lieben.“ - So begann 1970 der erste Artikel im ersten Heft des „Fels“, geschrieben von Pater Gerhard Hermes, als im Kampf zwischen wahrer und falscher Erneuerung der Kirche Euphorie und Verwirrung, Kontestation und Verführung mehr und mehr um sich griffen. Diese Situation machte die Gründung der Zeitschrift notwendig. „Der Fels“, so umriß Pater Hermes da-

mals die „Linie“ der Zeitschrift, „weiß sich der Wahrheit verpflichtet, nicht dem Trend. Zuerst und zuletzt der Wahrheit des Glaubens, der Wahrheit Gottes. Christus ist das »Zeichen des Widerspruchs«, der »Eckstein«, an dem sich der Strom der Geschichte teilt - ins Licht oder in die Finsternis... Entscheidung für Christus ist Entscheidung für die Kirche, Entscheidung für den Felsen, auf den Er sie gegründet hat ... Wir werden uns nicht scheuen, die Grenze zwischen Wahrheit und Irrtum zu markieren, wo immer es möglich ist, mögen auch andere ihre Pflicht vergessen ... Hunderte schlichter Menschen vor der Irreführung bewahren, darin scheint uns größere Liebe zu walten als darin, vor einem alles »hinterfragenden« Professor zu dienen.... Wir werden uns Augen und Ohren nicht verschließen lassen, auch nicht durch ganze Fuhren von Schlagwörtern... Wir werden Fakten nennen, wenn nötig auch Namen... Wir sind weder Pessimisten noch Optimisten.... Wir sind Realisten.... Wir setzen auf nichts anderes als auf Gott: Wir leben aus der Hoffnung.... Die Zeitschrift ist notwendig - Gott wird sie nicht im Stiche lassen. Und wird denen vergelten, das ist unsere Bitte aus dankbarem Herzen, die uns helfen: zu seiner Ehre und zum Heil der Seelen.“

So also Pater Hermes 1970 im ersten Artikel des „Fels“. Seitdem haben wir uns redlich bemüht, die Zeitschrift in diesem Sinne zu gestalten. Gott und seine Helfer auf Erden haben uns nicht im Stiche gelassen.

Wenn ich nun ins zweite Glied zurücktrete, gilt mein Dank nächst Gott dem Herrn Ihnen, den Mitarbeitern, Beziehern und Lesern, die Sie durch Ihre Hilfe in all den Jahren das Erscheinen der Zeitschrift möglich gemacht haben: für Ihr Vertrauen und Ihre Treue, für Ihre Artikel, für Ihre finanziellen Beiträge, für Ihre ermutigenden und auch für Ihre hilfreich-kritischen Worte, für so viele andere Hilfe.

Und da die Zeitschrift weiterhin notwendig ist - notwendiger denn je, sagen uns viele -, bitte ich Sie herzlich darum, dies alles auch meinem Nachfolger zukommen zu lassen.

Ich wünsche Ihm für seine Arbeit Gottes reichen Segen und Ihnen allen durch die Zeitschrift reichen geistlichen Gewinn.

Mit freundlichen Grüßen aus
Regensburg
Ihr Heinz Froitzheim

Darstellung des Herrn

*Maria Lichtmeß - Geschichte, Theologie, Brauchtum
von Geistl. Rat Walter Lang*

Zur Festgeschichte

Mariä Lichtmeß ist eine sehr alte Fest, es wurde in Jerusalem schon im 4. Jahrhundert als Marienfest gefeiert. Kaiser Justinian ordnete die Feier 542 auch für Konstantinopel und den Osten des Reiches an. Bald danach wurde das Fest in Rom eingeführt. Dort wurde eine heidnische Sühne- und Lichterprozession verchristlicht und mit der Lichtmeßfeier verbunden. Diese Übernahme stellt eine der seltenen Inkulturationen dar. Gewöhnlich wurden heidnische Bräuche nicht übernommen. Seit dem 10. Jahrhundert wird die Lichtmeßkerze geweiht. Sie ist ein Symbol für Christus und für das göttliche Leben Christi in uns. Zur Weihe betete man in drei Orationen um Gesundheit des Leibes, um das Heil der Seele und um das Feuer der göttlichen Gnade. Später wurden zwei weitere Orationen hinzugefügt. Bei der vierten betete man um das Licht des Heiligen Geistes und bei der fünften um wahre Gotteserkenntnis und Gottesliebe. Seit der Liturgiereform von 1962 beginnt die Lichtmeßfeier mit der Kerzenweihe in der Vorhalle oder einer Nebenkirche. Nun wird im Zuge der Vereinfachung nur noch eine Oration gebetet, in welcher wir um die Führung Gottes auf dem Weg des Glaubens zum Licht bitten. An die Weihe schließen sich die Lichterprozession zur Kirche und die Feier der heiligen Messe an. Bei der Lichterprozession wird heute das „Nunc dimittis“, das Gebet Simeons, gesungen. „Nun läßt du Herr deinen Knecht, wie du gesagt hast, in Frieden scheiden. Denn meine Augen haben das Heil gesehen, das du vor allen Völkern bereitet hast, ein Licht, das die Heiden erleuchtet und Herrlichkeit für mein Volk Israel ist“ (Lk. 2,29-30). Der alte Prozessionsgesang, der auch noch verwendet werden kann, nimmt stärker auf Maria Bezug. Auch er betont den Epiphaniagedanken, die Erscheinung

Christi als Erlöser der Welt: „Schmücke dein Brautgemach, Sion: Christus, den König, nimm auf! Begrüße Maria, die Pforte des Himmels! Sie trägt den König der Herrlichkeit, den König des neuen Lichtes. Sehet die Jungfrau: Auf ihren Händen trägt sie den Sohn, der gezeugt ist vor dem Morgenstern. Simeon nimmt ihn auf seine Arme und verkündet den Völkern: Dieser ist der Herr über Leben und Tod, der Heiland der Welt.“

Bis heute werden am Lichtmeßtag von den Gläubigen die Kerzen geopfert, die während des Jahres beim Gottesdienst am Altar brennen. Der Name Lichtmeß, das Kerzenopfer und die Kerzenweihe am Festtag gehen auf die Worte des greisen Simeon zurück, der Jesus im Tempel in die Arme nimmt und ihn das Licht nennt, das die Heiden erleuchtet und Israel verherrlicht. Auch die Lichterprozession ist letztlich biblisch zu begründen.

Dem mosaischen Gesetz entsprechend wurde Jesus, als erstgeborener Sohn, vierzig Tage nach der Geburt in den Tempel gebracht und Gott als Opfer dargestellt. Daraufhin kaufte der Vater den Sohn um zwei Drittel dessen, was er in einem Monat verdiente, zurück. Durch diesen Rückkauf wird Josef, der nach dem Zeugnis der hl. Schrift nicht der Vater Jesu ist, zum Adoptiv- und Pflegevater Jesu, wie es der Engel empfohlen hatte (Mt. 1,20).

Der Lichtmeßtag war eigentlich immer schon ein Doppelfest. Im Osten stand Christus im Mittelpunkt, und das Fest erhielt dort den Namen Hypopante, Fest der Begegnung des Herrn, wobei an die Erscheinung Jesu als Licht für Heiden und Juden gedacht wurde. Von Weihnachten ausgehend können wir sowohl im Lichtsymbol als auch in der Teilnahme der Menschheit an der Begegnung mit Christus einen Fortschritt feststellen. Zu Weihnachten leuchtet das Licht in die Finsternis hinein und nur wenige sind da, die es aufnehmen. Zur

Epiphanie strahlt das Licht über der Kirche, als dem Neuen Jerusalem auf, und die Heiden strömen zum Heiland. An Lichtmeß wird durch Maria Christus als das Licht der Welt in unsere Hände gelegt, und die Kirche geht dem Herrn als Braut geschmückt entgegen und nimmt die menschengewordene Barmherzigkeit aus der Hand Marias entgegen.

In Jerusalem und im Westen wurde Lichtmeß als Marienfest gefeiert. Diese Feier stützt sich ebenfalls auf den biblischen Befund. Die Mutter mußte, dem jüdischen Gesetz entsprechend, nach der Geburt eines Sohnes 40 Tage und nach der Geburt einer Tochter 80 Tage zu Hause bleiben, um das Kind zu umsorgen. Sie durfte nicht in die Öffentlichkeit gehen und war nach jüdischer Vorstellung unrein. Danach besuchte sie den Tempel, dankte Gott für die Geburt und brachte das Reinigungsopfer dar, ein Lamm und eine Taube, oder, wenn sie arm war, zwei junge Tauben. Daher heißt das Fest als Marienfest ursprünglich Mariä Reinigung. Der Name Mariä Lichtmeß verbindet die beiden Schwerpunkte des Festes, indem er zugleich an Jesus als Licht der Heiden und an seine Mutter und an ihr Opfer im Tempel erinnert. Die letzte Liturgiereform hat Lichtmeß auch bei uns zu einem Christusfest gemacht, das Vorrang vor dem Sonntag als Herrentag hat. Im Volk steht am Lichtmeßtag weiterhin Maria im Vordergrund des Festempfindens. Paul VI. betont bei der Umgestaltung, daß „der Inhalt des Festes nur voll ausgeschöpft werden kann durch das Gedächtnis des Sohnes mit der Mutter. Sie beide, Sohn und Mutter, offenbaren ein Heilsgeheimnis, das von Christus vollzogen worden ist und mit dem Maria innig verbunden ist als die Mutter des leidenden Gottesknechtes“ (Marialis cultus).

Mit dem Lichtmeßtag endet der Weihnachtsfestkreis endgültig. Heute noch bleibt deswegen in manchen Kir-

chen der Christbaum bis zum 2. Februar stehen. Feiert man Weihnachten am 25. Dezember, so ist der vierzigste Tag danach der 2. Februar. Feiert man hingegen Weihnachten, wie es die Ostkirche tut, erst am 6. Januar, so fällt Lichtmeß auf den 14. Februar, also auf den Valentinstag. Der Brauch, am Valentinstag Blumen zu schenken, stammt ursprünglich aus den Lichtmeßbräuchen. In der Festtagsantiphon von Lichtmeß wird Christus als Bräutigam besungen, den man mit Blumen und Schmuck erwartet. Daß der Valentinstag zu Lichtmeß gehört, wird auch dadurch bestätigt, daß die Feier des Valentinstages von Frankreich ausgeht. Gallien hatte früher Beziehungen zum Osten und feierte wie dieser eine Zeit lang Weihnachten erst am 6. Januar.

Zur Theologie des Festes

Als Christusfest ist Lichtmeß, wie der 6. Januar, ein Epiphaniestag, ein Fest der Erscheinung des Herrn. Christus offenbart sich im Tempel durch Simeons prophetische Weissagung den Juden und Heiden als der Messias, als Heiland und Erlöser der Welt. Der neugeborene Herr erscheint im Tempel und steht nun zum ersten Mal den Vertretern des Alten Bundes gegenüber. Er unterwirft sich jüdischem Brauchtum und stellt sich unter das Gesetz. Von Maria und Josef wird er Gott zum Opfer dargebracht. Simeon bekennt ihn als Licht der Heiden und als Zeichen, durch das viele in Israel zu Fall kommen und viele aufgerichtet werden, ein Zeichen, dem widersprochen werden wird (vgl. Lk. 2, 29 ff). Was den Priestern verborgen bleibt, eröffnet sich Simeon, weil er klein und demütig ist: das göttliche Geheimnis, der Messias. Das Drama beginnt, Jerusalem erkennt die Zeit seiner Heimsuchung und Gnade nicht, es erkennt nicht, wie Jesus später klagend bekennt, was ihm zum Heile dient. Der Alte Bund ist dadurch zum Absterben verurteilt. Jesus errichtet einen neuen Bund, der nicht mehr auf die Kraft von Menschen gebaut ist, sondern von der göttlichen Kraft des Erlösers lebt. Trotzdem verschließen auch heute noch viele ihre Ohren und Augen vor der Heilsbotschaft Jesu, sie wollen diese nicht hören und den Herrn nicht erkennen. Sie sind weltlich und selbstsicher, sie sind für das Christentum verschlossen und verstehen nur ihr eigenes Denken und Wollen. Das Heil kann nur der aufnehmen, der demütig ist wie Simeon



Darstellung im Tempel - Vom Marienschrein im Aachener Domschatz; Dachrelief der Karlseite

und Maria. Den Weisen und Klugen ist es verborgen, den Einfältigen aber offenbart es sich, wie Jesus sagt (vgl. Mt. 11,25).

Die Welt ist für den Menschen undurchschaubar und dunkel, der Mensch fühlt sich fremd und heimatlos. Leid, Not und Tod bedrohen ihn, hinzu kommt noch das Dunkel von Lieblosigkeit und Gottferne, die Sünde. Christus erscheint dem Menschen in der Welt als das Licht, das unserem Leben Sinn und Ausrichtung gibt. Die Botschaft Jesu vom liebenden Vater im Himmel, sein Leben als Heiland, der sich für uns hingibt und seine gottmenschliche Person bietet uns Geborgenheit und Hoffnung. Diese Botschaft des Lichtmeßfestes ist eine Heils- und eine Frohbotschaft.

Als Marienfest stellt uns Lichtmeß Maria vor Augen, die uns an Weihnachten jenes Licht geschenkt hat, das die

Dunkelheit der Welt erhellen kann. Am Lichtmeßtag, vierzig Tage nach der Geburt, pilgert Maria mit einem gott ergebenen und auch sorgenvollen Herzen zum Tempel, zum Haus Gottes, um den Sohn Gott darzustellen und um ihn dem zurückzugeben, dem er von Ewigkeit an zugehört, dem Vater im Himmel. Über das Geheimnis des Lichtmeßtages denken wir auch im freudreichen Rosenkranz nach, wenn wir beten: „Den du, o Jungfrau, im Tempel aufgeopfert hast“. Der heilige Bernhard umschreibt diese Opferbereitschaft Mariens, die sich am Lichtmeßtag kundtut, in einem Gebet: „Opfere, o geheiligte Jungfrau, deinen Sohn und bring die gebenedeite Frucht deines Leibes dem Herrn dar. Opfere zu unser aller Versöhnung die heilige Hostie, die Gott wohlgefällt.“ Der Sohn, den Maria nun hingibt, ist jener Sohn, den der Vater im Himmel vorher hingegeben

hat (vgl. Röm 8,32), indem er ihn in die Welt sandte und einen menschlichen Leib annehmen ließ. Nicht nur der Sohn hat sich bei der Menschwerdung entäußert, indem er Knechtsgestalt annahm, wie Paulus im Philipperbrief bekennt, sondern auch der Vater entäußert sich, indem er den Sohn in die Welt sendet. Nun empfängt der Vater den Sohn in neuer Gestalt als Gott und Mensch zurück, und er nimmt ihn aus den Händen Marias und Josefs an. Auch Maria erhält den Sohn zurück, von Gott gesegnet und von Josef zurückgekauft. Es steht am Heilsgeschehen nur noch aus, was der Sohn als Heiland der Welt im Kreuzesopfer zu vollziehen hat. Maria wird ihn begleiten, alles im Herzen bewahren und schließlich als Schmerzensmutter, vom Schwert durchdrungen, unter dem Kreuz stehen, wie Simeon gewissagt hat (Lk. 2, 34). Es gibt Menschen, die tragen den Frühling in sich. In ihrer Nähe gewinnen Freude und Zuversicht die Oberhand, weil sie einen Reichtum in sich haben, der nicht aus dieser Welt ist. Drei solche Heilsgestalten begegnen sich an Lichtmeß im Tempel, die Prophetin Hanna, der greise Simeon und Maria, die Mutter Jesu. Alle drei gehören zu den Frommen im Lande, die das Heil nicht als politische Leistung und Großtat, sondern als Geschenk Gottes und als Vergebung der Sünden erwarten. Alle drei strahlen Freude und Zuversicht, Gottvertrauen und Bescheidenheit aus. Der innere Reichtum Mariens aber kommt nicht nur vom Gottvertrauen, sondern noch viel mehr vom göttlichen Leben der Gnade, das sie in sich trägt. Sie ist so sehr von der Gnade Gottes geprägt, daß sie im Gegensatz zu Eva den neuen Menschen darstellt, eine neue Schöpfung, wie Gott sie will. Sie zeigt uns, wie wir als Christen denken, handeln und lieben müssen, um der Gnade zu entsprechen, die wir in der Taufe empfangen haben.

Religiöses Brauchtum am Lichtmeßtag

Am Lichtmeßtag wurde früher der Glaube in der Familie und im Volk durch Brauchtum gestärkt und wach gehalten. So trug der Bauer die Hauskerze zur Segnung in die Kirche. Diese Kerze begleitete die Familie ein Jahr hindurch und sollte sie an Christus, das Licht der Welt erinnern. Zum gemeinsamen Gebet, aber auch bei Familienfesten wurde die Hauskerze entzündet.



Engelhard de Peé (um 1540/60-1605) „Darstellung im Tempel“ (Qu. S. 63)

Trat ein Todesfall ein, so wurde die brennende Hauskerze dem Sarg voran getragen.

Auch alles Wachs, das die Bienen im Laufe des Jahres gesammelt hatten, wurde zur Segnung in die Kirche gebracht. Die Hausmutter beschenkte ihre Kinder und die Angestellten am Lichtmeßtag jeweils mit einer Kerze oder einem Wachsstock, der beim Rosenkranz oder im kommenden Advent im Gottesdienst entzündet wurde.

Beim häuslichen Rosenkranzgebet am Lichtmeßtag brannten, z. B. im Chiemgau in der Stube so viele Lichter als Beter anwesend waren. Unter dem Tisch flackerte eine Kerze für die ungetauft verstorbenen Kinder und auf der Türklinke brannte ein Licht für alle, die einmal im Haus gelebt haben, damit sie durch den Rosenkranz an Lichtmeß zurückfinden.

Im Vintschgau zog man mit geweihten Kerzen betend zu einer Höhle, um zu versinnbildlichen, daß durch Christus das Licht in die Welt kam.

In Südkärnten war das Lichtschwemmen Brauch. Man bastelte kleine Kirch-

lein, die am Lichtmeßtag mit einer brennenden Kerze dem Fluß übergeben wurden, um daran zu erinnern, daß die Kirche das Licht Christi in alle Welt zu tragen hat.

Bei den Bauern war der Lichtmeßtag früher Zahltag und bot Gelegenheit, den Dienst zu wechseln.

Wenn auch viele dieser Bräuche überholt sind, weil das Leben in der Familie und im Dorf sich gewandelt hat, und man Altes nicht immer und ohne weiteres neu beleben kann, so scheinen andere Bräuche zeitlos, und es empfiehlt sich, sie zu erhalten oder sogar neu zu beleben: etwa das Kerzenopfer der Gläubigen am Lichtmeßtag für die Segnung der Lichtmeßkerze, vermag sie uns doch an die Pflicht zu gemeinsamem Beten in der Familie zu erinnern. Brauchtum belebt den Glauben und die christlichen Feste und fördert die Weitergabe des Glaubens an die nächste Generation. Wer religiöses Brauchtum zerstört, entleert den Glauben.

Walter Lang

Lebensstil für alle Christen

Die evangelischen Räte als Therapie gegen den Virus des Zeitgeistes

Von Joachim Kardinal Meisner, Erzbischof von Köln

„Die mittelalterliche Transzendentalienlehre spricht davon, daß das Sein und das Gutsein identisch sind. Ens et bonum convertuntur: So lange Himmel und Erde bestehen und der Mensch da ist, hat er immer auch Grund, Positives zu sehen und darum dankbar zu sein.“

Dieses Wort schickt der Autor seinen Ausführungen voraus, um die Situation der Kirche in der Welt von heute nicht als Jeremiade mißverstehen zu lassen. Im Gegenteil: Der Erzbischof von Köln erinnert an die Heilmittel von immer, eine Remedur wie sie gründlicher nicht

sein kann: Die evangelischen Räte befolgen und damit bei sich selbst anfangen. So kann die Welt gerettet werden, zunächst die eigene, dann die der anderen.

In den letzten Jahrzehnten erfreute sich unsere Kirche in unserem Gemeinwesen einer hohen Beliebtheit. Ihr Einfluß reichte in die verschiedensten Bereiche der Gesellschaft und ihr Wort hatte Gewicht in der Öffentlichkeit. Das erfüllte auch den einzelnen Christen, unsere Gemeinden und katholischen Institutionen mit Selbstbewußtsein und Sendungsbewußtsein. Aber das ist jetzt anders. Das Blatt der Geschichte hat sich in den letzten Jahren gewendet. Heute steht unsere Kirche im Trommelfeuer von Kritik und Verleumdung, namentlich in den Medien aller Kanäle und aller Sparten.

Die Folge: Es haben sich Minderwertigkeitskomplexe bei katholischen Christen und in unseren Gemeinden eingeschlichen. Minderwertigkeitskomplexe, Resignation und Depression sind immer Zeichen von Defekten, hier namentlich von Defekten in der Glaubensstärke und Glaubensüberzeugung. Die meisten Menschen um uns leben anders, denken anders, schreiben anders und sprechen anders als das Evangelium Gottes es will. Dieses Anderssein ist auch für uns Christen eine große Versuchung. Was der Epheserbrief im vierten Kapitel schreibt, könnte eine Momentaufnahme unserer Gegenwartsituation sein. Dort heißt es: „Ich sage es euch und beschwöre euch im Herrn: Lebt nicht mehr wie die Heiden in ihrem nichtigen Denken. Ihr Sinn ist verfinstert, sie sind dem Leben, das Gott schenkt, entfremdet durch die Unwissenheit, in der sie befangen sind und durch die Verhärtung ihres Herzens. Haltlos wie sie sind, geben sie sich der

Ausschweifung hin, um voll Gier jede Art von Gemeinheit zu begehen“ (Eph. 4,17-19).

Selbstbewußtsein und Siegesbewußtsein im Glauben werden uns weder durch positive Kritiken in den Medien, noch durch günstige kirchenpolitische Rahmenbedingungen unserer Gesellschaft oder andere positive öffentliche Umstände vermittelt, sondern alleine durch die religiöse Wirklichkeit, daß Gott ist, daß er in seinem Sohn Jesus Christus Mensch geworden ist und daß er in seiner Kirche bei uns bleibt alle Tage bis zur Vollendung der Welt. Sein Evangelium, das uns anvertraut ist, befreit uns aus den Umstellungen und Bedrängnissen der Gegenwart. Diese Bedrängnisse finden ihren Brückenkopf in unserem eigenen Herzen und zwar in den sogenannten drei klassischen Süchten: Der Ehrsucht, der Genußsucht und der Habsucht. Hier findet das Negative um uns seine Bundesgenossen in uns. Reklame, äußere Reize und Ähnliches bergen die Gefahr, die Menschen zu puren Marionettenfiguren zu degradieren, an denen mit den Fäden und Fesseln der Ehrsucht, der Genußsucht und der Habsucht willkürlich herumgezerrt wird. Die Ehrsucht treibt den Menschen zum Kampf um die ersten Plätze, koste es, was es wolle. Die Genußsucht eröffnet das weite Aktionsfeld von Drogenmißbrauch, Alkohol und Sexismus. Die Habsucht schließlich zerstört das Maß und die innere Ordnung des Menschen. Der süchtige Mensch endet so in einer Art babylonischer Gefangenschaft. Alle Reformen, sollen sie wirksam werden, setzen daher die Bekehr-

ung voraus, die innere Abkehr vom Negativen in uns. Dafür brauchen wir situationstypische Tugenden. So steht die Tapferkeit gegen unsere Wehleidigkeit, die Zuverlässigkeit gegen alle Beliebigkeit, die Beharrlichkeit gegen den Mangel an Ausdauer und das Engagement gegen das Ressentiment, das nichts anderes ist als heimlicher Groll oder verborgener Neid. Wo die Menschen durch Ressentiment geeint sind, entsteht die Horde, die zerstört und untergräbt, nicht aber die Gruppe, die aufbaut und hilft.

Unser Gemeinwesen wird im wesentlichen vom immer noch wachsenden Wohlstand zusammengehalten. Wächst der Wohlstand jedoch plötzlich nicht mehr oder wird er gar vermindert, gerät die Gesellschaft in eine große Sinnkrise und/oder in eine metaphysische Katastrophe. Das scheint die gegenwärtige Situation unserer Gesellschaft zu sein. Es ist für unser Volk und für alle Völker in Europa ein Gebot der Stunde, mit weniger materiellem Wohlstand zu rechnen und auszukommen. Das muß jedoch nicht gleich in eine Sinnkrise führen. Wir dürfen im Gegenteil darin eine neue Sinnerfüllung suchen und finden.

Mehr noch: Das Neue Testament kennt in den Weisungen Jesu gleichsam ein Gegenprogramm, das uns hilft, mit der gegenwärtigen Situation fertig zu werden, sie zu meistern. Es besteht aus den klassischen drei evangelischen Räten: Armut, Keuschheit und Gehorsam. Schon die Nennung dieser evangelischen Weisungen wirkt auf Zeitgenossen wie ein Schock, der aber heilsam

sein kann. Vom Menschen im Wohlstand sagt man: Er will sich nichts mehr schenken lassen, er will sich nichts mehr sagen lassen, er will sich nicht mehr führen lassen. Gerade für ihn sind die evangelischen Räte die Therapie, die er braucht.

Die evangelische Armut

Der Wohlstandsmensch will sich nichts mehr schenken lassen, um sich niemandem verdanken zu müssen. Das mache ihn, so meint er, unabhängig und souverän. Der Mensch ist aber nie Ursache seiner selbst. Immer verdankt er sich und sein Dasein anderen. Aus dieser Grundbefindlichkeit folgt auch, daß sich der Mensch das Wort, das ihm wirklich weiterhilft, nie selbst zu sagen vermag. Es muß ihm gesagt werden. So bleibt der Mensch immer einer, der sich anderen verdankt. „Was hast du, das du nicht empfangen hättest“ (1 Kor. 4,7), alles ist Gnade. Der evangelische Rat der Armut, auf den zum Beispiel die christlichen Ordensleute verpflichtet sind, meint zunächst nicht Verzicht auf Besitz, sondern bedeutet vorrangig, ein solches Vertrauen auf die Reichtümer Gottes zu setzen und eine solche Solidarität mit den Armen dieser Erde zu entwickeln, daß wir bereit sind, zu ihren Gunsten ärmer zu werden. Man hat zum Beispiel festgestellt: Der Pro-Kopf-Verbrauch an Energie in Deutschland ist so groß, daß die Energiereserven der Welt nicht ausreichen, um jeden anderen Weltbürger mit gleichgroßen Energiemengen zu versorgen. Hier gilt es, sich selbst zu beschränken, um anderen eine größere Teilnahme an den Energiereserven dieser Welt zu ermöglichen.

Christus sagt: „Geben ist seliger denn nehmen“ (Apg 20,35). Ärmer werden zugunsten der anderen, macht nicht nur materiell arm, sondern auch selig, in gewissem Sinn armselig. Das ist eine überaus positive Begriffsbestimmung. Wer darum weiß, daß er sein Dasein oder Sosein anderen verdankt, der wird fähig, das Seinige mit den anderen zu teilen. Der Sinn des christlichen Fastens etwa liegt vorrangig nicht darin, auf eine gute Figur hinzuarbeiten, sondern unter anderem darin, das wegzugeben,

Rom, Hort des Evangeliums und seiner Räte. Hier Papst Johannes Paul II. bei einer Ansprache am Altar im Petersdom, neben ihm Joachim Kardinal Meisner.

was nicht zum Lebensnotwendigen gehört, um anderen das Notwendige zum Leben zu ermöglichen.

Wenn wir das individuell oder gemeinschaftlich aus eigener Kraft nicht mehr vermögen, dann kann es sein, daß Gott eingreift, indem er uns zum Beispiel weniger materielle Mittel zufließen läßt, so daß wir materiell ärmer dran sind, weniger Mittel für die gleichen Aufgaben zur Verfügung haben. Das kann schmerzlich sein. Aber das kann uns auch erleichtern. Das Materielle und die Institutionen müssen nicht mehr den Geist beengen oder gar erdrücken, sondern umgekehrt kommt der Geist jetzt wieder zu seinem Recht und zu seinem Primat, indem er herausgefordert wird, den materiellen Mangel durch Kreativität, Einfallsreichtum, Phantasie und

Gottvertrauen auszugleichen.

Als die Apostel Petrus und Johannes in den Tempel von Jerusalem gehen, werden sie von einem gelähmten Bettler um Almosen gebeten. Petrus entgegnet ihm: „Gold und Silber habe ich nicht. Aber das, was ich habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi des Nazoräers, geh umher!“ Die Heilige Schrift berichtet weiter: „Und er (Petrus) faßte ihn an der rechten Hand und richtete ihn auf“ (Apg 3, 3-7).

„Gold und Silber habe ich nicht“ - das können wir als Kirche in Deutschland heute nicht sagen. Und darum können wir wohl auch nicht das Wort des Petrus mit derselben geistlichen Vollmacht nachsprechen: „Was ich habe, das gebe ich dir: Im Namen Jesu Christi, des Nazaräers, geh umher.“ Weniger Gold



und Silber könnte mehr sein, nämlich mehr geistliche Vollmacht und Glaubenskraft zur Folge haben. Der Herr rät uns jedenfalls, die Armut nicht nur als zeitweiliges und vorübergehendes Erlebnis anzusehen, sondern als Haltung, mit der wir der Welt überhaupt begegnen sollen. Denn diese Haltung macht den Menschen frei, frei von jener Gier nach Besitz, die als Habsucht dem Egoismus und Stolz Gestalt verleiht. Ja, diese Haltung der Armut macht den Menschen für die Mächtigen dieser Welt geradezu gefährlich frei und unkorruptierbar.

Die evangelische Keuschheit

Die Französische Revolution hat 1789 als neuen Gott die Göttin der Vernunft auf den Altar von Notre Dame in Paris inthronisiert. In Köln wurde im Juli 1996 auf dem Altar des Domes die Schamlosigkeit und die uneingeschränkte sexuelle Genußsucht auf den Thron des Zeitgeistes erhoben, gerade an der Stätte, wo viele junge Männer bei der Diakonweihe den Zölibat geloben oder Ordenschristen das Gelübde der Enthaltensamkeit ablegen. Der Zeitgeist wollte den Heiligen Geist an seiner symbolträchtigsten Stelle treffen, was den damals Agierenden wohl kaum bewußt war. So viel Intelligenz ist ihnen nicht zuzutrauen.

Keuschheit besagt, daß der Mensch seine geschlechtlichen Kräfte für die größere menschliche Liebe in Dienst zu nehmen weiß und zwar in der Ehe. Es gibt bekanntlich auch eine eheliche Keuschheit. Unbeherrschte Sexualität brennt und plündert den Menschen aus, zurück bleibt eine Ruine. Außerdem erniedrigt und ruiniert sie auch den anderen. Keuschheit bedeutet daher auch Selbstbescheidung und Selbstbewahrung.

Das gilt im gesellschaftlichen Leben ebenso wie im persönlichen Bereich. Der einzelne Mensch ist als Mikrokosmos nicht unbedeutend für den Makrokosmos Gesellschaft. Von der Rücksichtslosigkeit beim Ausplündern der eigenen sexuellen Ressourcen bis zum Ausbeuten der Ressourcen unserer Erde und damit zu Lasten kommender Generationen ist es nur ein kleiner Schritt. Das Wir-Gefühl und das Verantwortungsbewußtsein für die anderen geht verloren. Der Christ jedoch lebt in einer Pro-Existenz, er lebt für die anderen. Der keusche Mensch ist nicht vom Trieb determiniert, sondern, durch die

Gnade Gottes befreit, eine Person, die alle Kräfte seines Seins für andere einzusetzen vermag. Menschliche Energiekrisen werden durch den evangelischen Rat der Keuschheit behoben und in Energiefülle verwandelt.

Es gibt kaum einen Begriff, der während der sogenannten sexuellen Revolution so diffamiert und verunstaltet wurde wie der Begriff der Keuschheit. Heute allerdings stehen die Protagonisten dieser Bewegung vor den Trümmern ihrer sexuellen Revolution und sprechen wieder von einer neuen Askese. Junge, selbstbewußte Frauen protestieren gegen die allgemein herrschende sexuelle Marktwirtschaft, die vor allem Frauen nur noch als Ware sieht. Jugendliche begeistern sich weiterhin wieder für voreheliche Enthaltensamkeit. Könnte nicht dieser evangelische Rat Jesu eine überzeugende Antwort sein auf die allgemeine Ratlosigkeit und jenen spannungslosen sexuellen Überdruß, der im müden Ausleben seinen Ursprung hatte?

Gerade im vergangenen Jahr wurden wir Zeugen des Zusammenbruchs eines vermeintlichen Dogmas, das sich in den letzten Jahren zunehmend eingebürgert hat, wonach jeder Mensch das Recht auf die Befriedigung aller seiner sexuellen Bedürfnisse habe. Das entspreche angeblich der Natur des Menschen. Irgendwelche Bedürfnisse nicht zu befriedigen, sei dagegen ein Zeichen psychologischer Verklemmung. Und schon wer die bescheidene Auffassung vertrat, der totalen Befriedigung insbesondere sexueller Bedürfnisse könnten unter bestimmten Umständen moralische Bedenken entgegenstehen, mußte mit dem Vorwurf der Einmischung in persönliche Angelegenheiten rechnen. Die entsetzlichen Kinderschändungen in Belgien zerbrachen dieses Dogma und brachten ein ganzes Land auf. Die Wellen der Empörung schlugen hoch und weit über die Grenzen des Landes hinaus. Die Hoffnung auf die Justiz, deren Paläste architektonisch im vergangenen Jahrhundert einen bewußten Kontrapunkt zu den Kathedralen setzen sollten, wurde zerstört und die Erkenntnis wuchs, daß die bereits in der Erziehung am elterlichen Vorbild erlebte moralische Überzeugung der einzig sichere Damm gegen die Verfügbarmachung des Menschen durch den Menschen ist. Eltern standen auf gegen die versagende Justiz. Die Erkenntnis wächst, daß eine Gesellschaft, die die Familie abbaut, untergeht. Nur eine Gesellschaft, die die

Familie stützt, hat Zukunft.

In Deutschland wurde kurz vor Weihnachten unter der Schirmherrschaft des Außenministers eine Schutzorganisation für Kinder gegründet mit dem bezeichnenden Namen „Kinder sind tabu“. Das ist gut so. Aber wieso sind Kinder tabu, wenn der Mensch in seiner Sexualität grundsätzlich und individuell völlig auf sich selbst bezogen ist und sich seine Normen selber setzt? Einfach nur zu sagen „Kinder sind tabu“ reicht nicht. Hier muß grundsätzlicher angesetzt werden. Nur der Respekt vor der naturgegebenen Sexualbestimmung des Menschen schützt ihn selbst und seine Mitmenschen, insbesondere die Kinder.

Wenn es uns nicht gelingt, junge Menschen wieder zu ermutigen, gut und böse zu unterscheiden und nach dem Guten zu streben, dann können Justiz und Polizei das nicht ersetzen oder reparieren. Grundlage der Moral aber ist eine vertiefte religiöse Überzeugung. Ein Staat, der beabsichtigt, ein Volk mit konsequent eigennützigem und ichbezogenen Individuen zu regieren, wird notwendigerweise zum Polizeistaat. Gelebter und nicht bloß gewußter religiöser Glaube, der sich an erlebtem und nicht nur gelehrtem Wissen entzündet, ist daher die Voraussetzung für die Funktionsfähigkeit eines freiheitlichen Staatswesens.

Der evangelische Rat des Gehorsams

Die verschiedenen Emanzipationsbewegungen haben alle scheinbaren Autoritäten entlarvt. Von niemandem will der Zeitgenosse sich heute etwas sagen lassen. Dabei ist man allerdings in eine schlimmere Diktatur verfallen als vorher, nämlich in die Diktatur des eigenen Ichs. Das war ja die große Täuschung und Selbsttäuschung der Marxisten, die meinten, nach der Befreiung von den kapitalistischen Ausbeutern wäre auch die Ausbeutung durch das eigene Ich beendet. Das Gegenteil ist der Fall. Die Dinge dieser Erde sind nicht nur Dasein und Vorhandensein, sondern von ihnen geht eine Botschaft, ein Anruf an uns aus. Hinzuhören, diesen Anruf zu vernehmen und ihm zu folgen, das bedeutet Gehorsam. Dazu ist dem Menschen die Vernunft zuteil geworden.

Gott hat den Menschen als sein Ebenbild erschaffen, in Vielfalt und Verschiedenheit, ebenso die Welt. Auch Gott beinhaltet - wenn man so sagen darf -

Verschiedenheit. Er ist der eine Gott als Vater, Sohn und Heiliger Geist. In der Differenzierung des Menschen zeigt sich diese Vielfalt als Mann und Frau, als Vater und Mutter, als Akademiker und Arbeiter, als Jugendlicher und alter Mensch, als Afrikaner und Europäer etc. Demgegenüber will man im Ungehorsam gegen die Schöpfungsordnung eine Gesellschaft schaffen, in der jeder und alles in jeglicher Beziehung gleich ist. Aus dem Gleichheitsanspruch der Französischen Revolution wird eine Gleichmacherei. Nicht selten führt das in eine nivellierende Utopie, in der jede Differenzierung mit Bedacht ausgelöscht, eingeebnet und sogar als Ursache der Gewalt verdächtigt wird.

Ein solches Streben nach Gleichmacherei tötet alle Impulse, die einer Gesellschaft Profil zu geben vermögen. Es würgt jede Kreativität ab, die in schwierigen Situationen neue Wege erkennt. Eine solche nivellierende Utopie schwächt den Einfallsreichtum des Menschen und alles wird in ein tödlich langweiliges Grau gegossen, eingewalzt und einbetoniert. So war ja auch das „Profil“ der sozialistischen Einheitsparteien und -gesellschaften, die an ihrer eigenen Einfallslosigkeit von innen her verfault sind. Das Recht auf Anderssein als einer Quelle der Inspiration und des Fortschritts wurde hier praktisch nicht anerkannt, sondern, ganz im Gegenteil, als Quelle des Bösen diffamiert. Wer der Botschaft der Schöpfung in ihrer Vielfalt nicht mehr Gehör schenkt und so ungehorsam ist, der verfällt in Unordnung. Er überwirft sich gleichsam mit dem Schöpfer und der andere, auch das andere Geschlecht, die andere Rasse, die andere Nation wird dann nicht mehr als Ergänzung, sondern als Bedrohung empfunden. Die Soziologen und Politologen sprechen in diesem Sinn von der „Rückkehr zu den Stämmen“ (Sir Ralph Dahrendorf) oder vom „Kampf der Kulturen“ (Samuel Huntington). Die Verteidigung der Nation, der eigenen Kultur etc. wird als Rechtfertigung für die Anwendung von Gewalt herangezogen. Der Streit um die Menschenrechte in den internationalen Beziehungen wird als Kulturstreit relativiert. Damit wird auch die Schöpfungsordnung relativiert und die Gewalt sanktioniert.

Auf die Botschaft der Wirklichkeit zu hören und zu achten, heißt der Wahrheit verbunden und verpflichtet bleiben. Aus solch einer Verpflichtung heraus ist das in unserer Gesellschaft erwachsen,

was wir eine Rechtskultur nennen, das Recht, ist der Wahrheit verpflichtet. Diese Rechtskultur sollte sich auch in der Medienkultur widerspiegeln, sind doch die Medien auch der Wahrheit verpflichtet. Aber gerade die Medienkultur in diesem Land erfüllt mich mit großer Sorge.

Ein grundsätzliches Beispiel: Allen ist bekannt, daß die Unschuldsvermutung eine der wesentlichen Stützen des freiheitlichen Rechtsstaates ist. Jeder Beschuldigte muß demnach rechtzeitig und in ausreichendem Maß Gelegenheit haben, in mündlicher oder schriftlicher Form zu den gegen ihn erhobenen Vorwürfen Stellung zu nehmen. Aus gutem Grund ist diese verfassungsrechtliche Garantie in den Rang eines Grundrechtes erhoben worden, welches jedermann zusteht. Auch die Meinungs- und Pressefreiheit ändert daran nichts. Ich weiß, daß die Meinungs- und Pressefreiheit ein sehr hohes Rechtsgut ist, weil die freiheitliche Demokratie von der freien Auseinandersetzung freigeäußerter Meinungen lebt. Gleichwohl

Bei der Kirche messen die Medien mit zweierlei Maß

denke ich, daß die Meinungsfreiheit nicht so weit gehen kann, die Unschuldsvermutung außer Kraft zu setzen. Vielmehr ist es notwendig, nicht nur bei der namentlichen Erwähnung eines Schuldigen - gleichgültig um welche Straftat es sich handelt - sondern auch bei der Erwähnung eines anonym Beschuldigten hinzuzusetzen, daß es sich bis zur endgültigen Aufklärung nur um einen angeblichen und mutmaßlichen Täter handelt.

Es gehört wohl zu den auffallenden Ungereimtheiten unserer Zeit, daß dieser weitreichende und aus wohl erwogenen Gründen verbürgte Schutz der Unschuldsvermutung immer wieder mit Hartnäckigkeit verletzt wird, wenn es um angebliche Verfehlungen moralischer Art geht, die man Vertretern oder Repräsentanten der Kirche vorwirft. Hier findet regelmäßig eine Vorverurteilung statt. Der möglicherweise Betroffene hat überhaupt keine Chance. Die Unschuldsvermutung ist aufgehoben, so als ob sie gegenüber der Kirche keine Geltung oder Berechtigung hätte.

So gelten Priester a priori in vielen Medien als abartig, weil der Zölibat nicht von der öffentlichen Meinung als ein Zeichen der Entscheidung für Chri-

stus anerkannt wird. Man hält sie in diesen Kreisen für potentiell homosexuell, für heimliche Liebhaber, für frauenfeindlich oder sogar für „gewalttätig gegenüber Frauen“. Solch öffentliche Vorverurteilung ist jedoch das glatte Gegenteil einer bis zur rechtskräftigen Entscheidung geltenden Unschuldsvermutung.

In vielen Medien wird kein ordentliches Gerichtsverfahren in rechtsstaatlichen Formen, sondern ein Scherbengericht praktiziert, bei dem Redakteure und Autoren als selbsternannte Gerichtshöfe zugleich Ankläger und Richter in einer Person sind. Eine Verteidigung findet, jedenfalls was die Kirche angeht, in der Regel nicht statt. Rechtliches Gehör vorab wird entweder gar nicht oder nur selten in ausreichender Weise gewährt. Und obwohl der Sachverhalt keineswegs erwiesen ist oder zweifelsfrei feststeht, bildet sich die öffentliche Meinung durch die veröffentlichte Meinung ein eigenes Urteil.

Hier wird eindeutig mit zweierlei Maß gemessen. Zwischen der Rechtskultur und der Praxis des Medienalltags klappt zu oft eine nicht mehr überbrückbare Lücke: Auf der einen Seite die rechtsstaatlichen Garantien mit der zu beachtenden Unschuldsvermutung, auf der anderen Seite eine Jagd auf Unschuldige oder Wehrlose, wobei hier die Unschuldsvermutung zur rhetorischen Farce degradiert wird. Ich will diesen Tatbestand nicht schweigend als unabänderlich zur Kenntnis nehmen. Ich habe immer noch die Hoffnung, daß es Medienleute, Journalisten gibt, die in diesem entscheidenden Punkt eine Medienkultur entwickeln, fördern und praktizieren, die sich den Geboten der Rechtskultur und der Wahrheit annähert.

Die Kräfte des Unheils um uns finden ihre Bundesgenossen in uns in den genannten Süchten: Ehrsucht, Genußsucht, Habsucht. Wenn diese Kräfte sich miteinander verbünden, kann es um Gesellschaft und Kirche nicht gut stehen. In den Weisungen Jesu sind uns die evangelischen Räte als Therapie zum Positiven gegeben. Wir haben sie vorwiegend den Ordensleuten reserviert, obwohl sie als Lebensstil allen Christen anempfohlen und als Welttugenden den Menschen zur Gestaltung eines menschenwürdigen Daseins mitgegeben sind. Sie für die Gestaltung einer Zivilisation der Liebe und des Ja zum Leben neu zu entdecken, ist ein Gebot der Stunde. □

Der heilige Adalbert - Wojtech † 997

Ein großer Europäer

Von Alois F. Kratochvil, Budweis
(Schluß)

Der erste Teil unseres Beitrages zum Jubiläum des hl. Adalbert von Prag in Nr. 1/1997, S. 5 ff, schloß mit dem Ende seines Aufenthaltes in Rom 988-992. Hier nun der zweite Teil, die letzten Sätze, des ersten noch einmal wiederholend.

Im Jahre 992 stand unerwartet eine Schar verlegener Abgesandter des Boleslav mit der inständigen Bitte vor dem Papst: „Seine Heiligkeit möge doch, um Gottes Willen, den Adalbert zur Rückkehr nach Prag bewegen. Alles ist bereit, die Tore der Kathedrale stehen offen.“

Der Papst berief den Synod ein, in dem zwei Meinungen aufeinander prallten. Reformatoren vertraten die damals vorherrschende Auffassung, daß das monastische Ideal von so hohem Wert sei, daß nicht einmal die Würde eines Bischofs es überbieten könne. Die Juristen behielten Oberhand: „Ein Bischof hat für seine Herde zu sorgen.“ Der Papst sprach sein Machtwort, Adalbert gehorchte, stellte jedoch, seine schlechten Erfahrungen bedenkend, Bedingungen: „Boleslav mußte versprechen, ihm bei der Behebung aller Mißstände zur Seite zu stehen. In Prag muß ein Benediktinerkloster gegründet werden.“ Adalbert nahm die ersten Mönche mit. Die überraschende Wende entsprach der politischen Lage. Boleslav verlor nicht nur den Krieg, auch viel von seinem Ansehen, er wollte Frieden mit den Slavnikern haben und brauchte dazu Adalberts Unterstützung.

Bruno von Querfurt meint an einer Stelle seiner Biographie: „Wir dürfen nicht verschweigen, daß er (Adalbert) seine Missionare zu den ungarischen Nachbarn sandte und die Ungarn auch selbst besuchte. Denen, die kurz zuvor vom Irrweg abkamen, brachte er das christliche Licht.“ Man darf in der Tat Adalbert zurecht als einen der ersten Apostel der Magyaren betrachten. In der „Vita Stephani Maior“ wird sogar behauptet, daß König Stephan (997-1038)

von Adalbert getauft wurde, was spätere Forschungen widerlegen⁷.

Groß war jedoch der Einfluß Adalberts in der benachbarten Slowakei, wo man den heiligen Wojtech (Adalbert) mit Recht als mächtigen Fürsprecher verehrt. Das Siedlungsgebiet der Slowakei gehörte zum Grossmährischen Reich, später war es sogar ein Teil der Diözese Prag. Im 11. Jh. wurde es von den expandierenden Magyaren endgültig erobert und neun Jahrhunderte (bis 1918) beherrscht.

Bald nach seiner Heimkehr nach Prag konnte Adalbert am 14. Januar 993 die Kirche des Benediktinerklosters in Brevnov der Jungfrau Maria, den hl. Bonifatius und Alexis weihen. Erster Abt wurde Anastasius, von dem wir leider kaum etwas wissen. Es scheint sich um Ascherik zu handeln, der 995 in das ungarische Asyl flüchtete und 1002 sogar Abt von Pannonhalma und Erzbischof von Esztergom wurde. Wann immer es ihm möglich war, zog sich Bischof Adalbert in das Kloster Brevnov zurück, wo er Mönch unter Mönchen war. Durch Brevnov kam es später zu mehreren Klöstergründungen in Böh-

men, Mähren, Polen und Ungarn.

Der neuerliche große Bruch entstand im Jahr 994 unerwartet, obgleich eine Inszenierung durch Boleslav nicht ganz ausgeschlossen werden kann. Die Gattin eines Adligen aus dem mächtigen Geschlecht der Vrsovci (lies Wrschowzi) wurde der ehelichen Untreue angeklagt, ob zurecht, läßt sich nicht bestätigen. Sie suchte und fand bei den Schwestern in der St. Georgskirche auf dem Hradschin Asyl. Die Verfolger, das Asylrecht schmähsch verletzend, zerrten die Frau, die sich an den Altar klammerte, gegen den Willen des Bischofs Adalbert aus der Kirche und enthaupteten sie ohne Gericht. Boleslav hat sein Versprechen nicht eingehalten und stellte sich an die Seite des Adligen, „dessen Ehre verletzt wurde“. In Wahrheit gab es politische Motive, denn dem Przemysliden wurden die Slavniker wieder einmal zu mächtig. Adalbert wurde erneut vor vollendete Tatsachen gestellt, seine bischöfliche Autorität von der politischen Macht ausgeschaltet, sogar sein Leben war in Gefahr (Das Szenarium des antikirchlichen Kampfes der weltlichen Macht hat sich selbst nach tausend Jahren kaum geändert).

Adalbert rang erneut im Gewissen und Gebet um die rechte Entscheidung, sah jedoch ein, daß ihm kaum eine andere Lösung blieb als ein neuerliches Exil. Wahrscheinlich ist er doch nicht der rechte Hirte für dieses wankelmütige, untreue Volk und seine jähzornigen Herrscher. Böhmen erinnerte Adalbert an Israel, das immer wieder Richtern, Königen und Propheten trotzte. Schwere Herzens verließ er das Land: Der Mensch fühlt jeden Mißerfolg als persönliches Versagen, wieder stand er als Flüchtling vor den Toren der „ewigen Stadt“. Ein menschlicher Trost erwartete ihn: Der in Rom anwesende jugendliche Kaiser Otto III. fand Adalbert so sympathisch, daß er ihn zu seinem Beichtvater erwählte und täglich

Des heiligen Adalbert, der vor 1000 Jahren, am 23. April 997 als Märtyrer starb, wird in Prag in Anwesenheit des Heiligen Vaters vom 25.-27. April 1997 gedacht.

Vom 25. Mai bis 1. Juni 1997 findet in Breslau der 46. Eucharistische Weltkongreß statt. Sein Hauptereignis wird die Feier der hl. Messe mit dem Papst am 31. Mai auf dem Flughafengelände sein. Eine halbe Million Teilnehmer aus aller Welt wird dazu erwartet. Von Breslau aus wird Johannes Paul II. nach Gnesen weiterreisen, wo die sterblichen Überreste des hl. Adalbert in der Marienkirche bestattet wurden. Auch dort wird des Heiligen, eines der Landespatrone Polens, feierlich gedacht.

mehrere Stunden diskutierend mit ihm verbrachte, denn der Flüchtling war fromm, klug, erfahren und von vornehmen Umgangsformen.

Unzufrieden mit dem böhmischen „Aussenseiter und Versager“ war sein Vorgesetzter, der Erzbischof von Mainz Willegis, der den Prager Bischof für das rauhe Missionsgebiet ungeeignet, zu mimosenhaft fand. Energisch befahl er: „Diesem Volk und Land wurdest du als Hirte bestellt, kehre unverzüglich wieder in deine Diözese zurück.“ Ein Machtwort, das eine gewisse Animosität beweist.

Adalbert fiel Gehorchen nie schwer. Dafür zeigte der Papst mehr Verständnis. Als er sich vom Heiligen Vater verabschiedete, verbarg dieser kaum seine Skepsis, und er gab Adalbert mit seinem päpstlichen Segen noch eine wichtige Entscheidung mit auf den Weg: „Sollten die aufrührerischen Böhmen abermals ungehorsam sein, darfst du in die Mission gehen, mein Sohn.“ Der Kaiser, der gerade nach Franken aufbrach, nahm seinen Beichtvater ein gutes Stück des Weges mit. Dadurch konnte Adalbert St. Denis, in Tours den hl. Martin und in Fleur die Reliquien des hl. Benedikt besuchen. Welcher „östliche“ Bischof konnte in der damaligen Zeit solche Kenntnisse und persönliche Kontakte vorweisen? Adalbert blieb bescheiden; er war als „Mönch im Geiste“ gewohnt, ein Einsamer zu sein. Als ihn der Kaiser entließ und Adalbert, reicher an neuen Eindrücken und Kenntnissen, seine Schritte und Gedanken ganz auf Böhmen richtete, fragte er sich immer wieder: „Was soll aus mir werden, Herr? Was willst Du, daß ich tue? Du weißt, was auf mich wartet ...“ Schreckliches stand ihm bevor. Noch bevor er mit seiner bescheidenen Begleitung die Grenze erreichte überbrachte man ihm die grauenhafte Nachricht, daß vier seiner Brüder (Spytimir, Pobraslav, Porej und Ceslav), ihre Frauen und alle ihre Kinder am 28. September 995 nach einer heftigen und erbarmungslosen Belagerung in ihrem

Stammsitz Libice ermordet wurden. Das Geschlecht der Slavniks wurde somit blutig ausgerottet.⁸ Das Gemetzel war eindeutig eine blutige Rache, die vor allem machtpolitische Ziele verfolgte. Daß man dadurch auch die Rückkehr Adalberts verhindern wollte, war gewiß einkalkuliert, jedoch nicht das Hauptziel der Greuelthat. Auch wenn wir die Handlung im Sittenrahmen des 10. Jahrhunderts betrachten, war sie beispiellos. Was sollte Adalbert tun? Sollte auch er freiwillig diese Schlachbank betreten?

Nach Tagen tiefer Depression und Hingabe erinnerte sich Bischof Adalbert an die prophetische Entscheidung des Papstes und an Christi Worte: „Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seiner Vaterstadt und in seiner Heimat“ (Math. 13,57). Er wandte sich nach Polen, wo Boleslav der Tapfere den Bischof aus dem Geschlecht der Slavniker mit grossen Ehren empfing und ihm jede Hilfe anbot. Adalbert dachte nicht an Rache. Nach kurzer Zeit kam er zu dem Schluß, daß seine pastoralen „Misßerfolge“ und der schmerzliche Verlust aller seiner nahen Verwandten ihn so schwer bedrückte, daß er die geordneten Verhältnisse am Hofe des polnischen Boleslav seiner eigenen Lage und Verfassung nicht angemessen fand. Begleitet von seinem treuen Stiefbruder Radim-Gaudentius und einem Mönch, namens Benedikt, brach Bischof Adalbert nordwärts auf, heidnischen Preußen (Prussen) entgegen. Das Volk gehörte zur Völkergruppe der Balten. In vorhistorischer Zeit sprachen die Preußen urslawisch und standen mehr als die Letten und Litauer dem Christentum militant, ja äußerst feindlich gegenüber. Der polnische Boleslav war über Adalberts Entscheidung erfreut. Er hatte großes Interesse an dieser Mission, denn er eroberte schon einen Teil des preußischen Gebietes, Gdansk und dessen Umgebung. Eine Anmerkung am Rande: Die Abneigung der Preussen (Prussen) gegen das Christentum reichte erstaunlicher Weise sogar bis in das

17. Jahrhundert. Damals, als ihr Land bereits über Jahrhunderte als erobert, germanisiert und zivilisiert galt, kamen Pastoren in das Land, um den Preußen die lutherischen Reformen zu predigen. Erstaunt fanden sie damals noch ausgedehnte Landstriche, in denen öffentlich heidnische Opferrituale stattfanden!⁹

Der Missionar

Bruno von Querfurt zufolge hielt sich Adalbert mit seinen Getreuen einige Zeit in Gniezno (Gnesen) auf, nicht ahnend, daß der Ort einmal als seine Grabstätte große Berühmtheit erlangen würde. Im Winter 996-997 gelang es, in Trzemeszin ein Benediktinerkloster zu gründen. Erster Abt wurde wieder Anastasius, der nach der Katastrophe von Libice aus Prag geflohen war.

Im Frühjahr 997 begab sich Adalbert mit seiner Begleitung in das erst vor kurzem von Polen eroberte Gdansk. Von dort aus begleitete den Missionar auf Anordnung des polnischen Boleslav ein kleiner Trupp von etwa 30 Soldaten. Adalbert wollte zu dem Landstrich, der im späteren Ostpreußen (bis 1945) Samland genannt wurde.¹⁰ Die „Passio Sancti Adalbert Martyris“, zwischen 1006-1025 verfaßt, berichtet, daß der Missionar mit seiner Begleitung auf Booten in der Weichselmündung kreuzte und schliesslich in einer Siedlung nahe Gdansk den Einwohnern in polnischer Sprache predigte. Von Polen kommend, wurde er natürlich für einen Spion gehalten. Nach gründlicher Befragung schob man die ganze Gruppe schließlich ab. Um seinen guten Willen zu zeigen, was man jedoch falsch deutete, hielt sich Adalbert mit seiner Begleitung fastend und betend im grenznahen Gebiet auf. Dabei wurden sie von einer preußischen Militärpatrouille aufgespürt. Einer der Soldaten, sein Name wird als Sikko angegeben - sein Bruder fand zuvor im polnisch-preußischen Krieg den Tod-

⁷ Zur Ungarnmission sei noch vermerkt: Um 971 missionierte die Ungarn Wolfgang von Einsiedeln, später der Bischof Pilgram von Passau, der seine Diözese ostwärts ausweiten wollte. In Ungarn wirkten auch mehrere byzantinische Missionen, und es war ungewiß, welcher Einfluß letztlich überwiegen würde nach dem „Ausschalten“ der Slawenmission des Cyrill und Methot, etwa um die Jahrtausendwende siegte endgültig der „westliche“ Einfluß, wozu Adalbert

durch seine Missionen nicht unwesentlich beitrug. Den ungarischen König Stephan hat er jedoch ganz sicher nicht getauft, eine Firmung kann dagegen nicht ausgeschlossen werden.

⁸ Die Ausrottung der Slavniks könnte nach einigen Forschungsergebnissen mit dem Tode der Mutter des Vojtech-Adalbert zusammenhängen, die aus dem Geschlecht der Przemysliden stammte. Als sie noch lebte,

scheute man vor einer so drastischen „Lösung“. Andere Forscher (DVORNIK) betrachten das Massaker ausschließlich als Ergebnis des politischen Machtkampfes.

⁹ Dvornik, Frantisek, Prof. an der Univ. Harvard in „Sv. Vojtech“, S. 80 Rom 1967

¹⁰ Es war die Landschaft zwischen Frischem und Kurischem Haff, auch Bernsteinküste genannt, nördlich von Königsberg

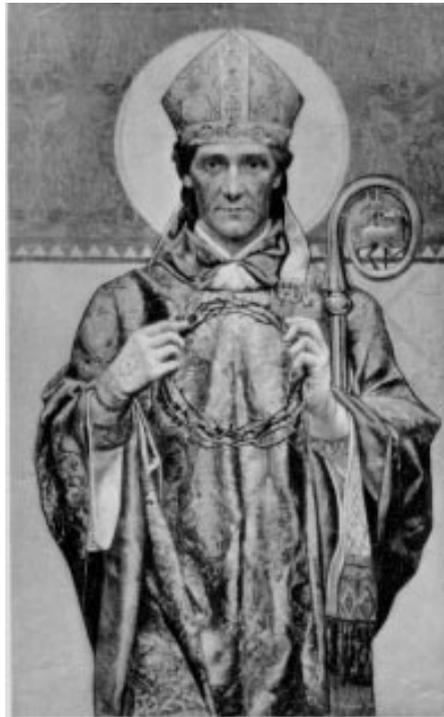
stürzte sich erobert auf den Bischof und hieb ihm mit der Axt den Kopf ab. Preußische Soldaten warfen den Körper Adalberts ins Meer und verjagten die Begleitmannschaft. Das geschah am 23. April 997.

Wellen der Ostsee spülten den Leib Adalberts an das polnische Ufer, und Boleslav ließ ihn nach Gniezno bringen und dort mit hohen Ehren bestatten. Für ein sehr hohes Lösegeld (man sagt, er wog ihn mit Gold auf!), erstand Boleslav auch das abgeschlagene, Haupt Adalberts. Von nun an war, nach damaliger Auffassung, Polen ein christliches Land, denn in seiner Erde ruhte der Leib eines Märtyrers.

Späteren Schilderungen zufolge wurde Adalbert deshalb getötet, weil er einen heidnischen Hain, also eine für Heiden heilige Opferstätte betrat und dort betete. Eines ist gewiß: Die Tragik dieser Mission beweist, wie Adalberts ganzes Leben und Wirken sein tiefer, lebendiger Glaube und die Sehnsucht, seinen Mitmenschen die Frohbotschaft zu verkünden, ihnen Jesus Christus den Gekreuzigten zu zeigen, der die Menschen so liebte, daß er sein Leben für sie hingab. Aus rein irdischer Sicht waren sein bischöfliches Wirken und seine missionarische Tätigkeit kurz, äußerlich erfolglos, sein Tod in der Einöde brutal, scheinbar sinnlos...

Der Heilige

Bischof Adalbert wird mit einem Ruder dargestellt, mit dem er angeblich erschlagen wurde. Dieses Attribut hängt mit den örtlichen Gegebenheiten seines Todes zusammen und ist, wie wir wissen, ein Irrtum späterer Ausschmückungen. Der im 42. Lebensjahr ermordete, während seines Lebens unruhig in der Welt umherkreuzende Priester und Bischof aus Böhmen, den die einen Vojtech und die andern Adalbert nennen, wird zurecht als Märtyrer gefeiert. Sein geistiges Martyrium begann bereits in Böhmen und endete mit dem Opfer seines Lebens, als er den preußischen Heiden den christlichen Glauben verkündete. Den Gekreuzigten verkündend fand er den Tod, den er wahrscheinlich ersehnte, um den er gewiß nicht zu bitten wagte. Seit er Bischof von Prag wurde, litt er unter weltlichen Intrigen, Unverständnis, Aufruhr und Spott. So ein Denken ist allzu menschlich. Er, den man zurecht den „ersten böhmischen Europäer“ nennt, war zu groß, vielleicht zu empfindsam für die



Oben: Der heilige Adalbert - in einer eindrucksvollen Darstellung des tschechischen Malers F. Urban (19. Jhd.). Das Gemälde stellt die Gesichtszüge des Heiligen wohl am treuesten dar. Die Dornenkrone in seinen Händen sagt: Sein Leben in der „halbheidnischen Anarchie“ seiner Zeit war auch schon vor dem gewaltsamen Tod durch die Prussen ein Martyrium

damalige, von rauhen Sitten und Gewalt gezeichnete provinzielle Welt, aber würdig des Märtyrertodes. Seine Größe liegt darin, daß er stets demütig genug war, um sich wieder aufzuraffen und seinem Gewissen zu folgen und seinem Ideal nachzueifern. Zweierlei schien damals Christen erstrebenswert zu sein: Das monastische Leben und der Märtyrertod. Vojtech - Adalbert, dem Mann der zwei Namen, wurde beides vergönnt. Ohne Zweifel und Vorbehalte, durch Volkswillen und „Verehrung vom Anfang an“ wurde der zweite Bischof von Prag und „episcopus regionarius“ (Missionsbischof) ein Heiliger.

Die Nachkommen

Den enthaupteten Leib, dann auch das Haupt, setzte man in der Marienkirche in Gniezno bei. Später bestattete man an dieser Stelle auch die sterblichen Überreste seiner Getreuesten: seines Bruders Gaudentius, der Benediktinermönche Benedikt, Matthäus, Isak, Jo-

hannes und Christian. Im Jahre 1000 kam Otto III. nach Gniezno. Vor den Toren der Stadt stieg er vom Pferd und schritt barfuß in die Marienkirche, wo er am Grabe seines Beichtvaters um dessen Fürsprache für das im Jahre 1000 erwartete Ende der Welt bat (Später gründete Otto zu Ehren Adalberts Kirchen in Aachen und Rom). Boleslav der Tapfere, der erste polnische König, erreichte für Gniezno die Gründung eines Erzbistums, dem die Bistümer Wroclaw (Breslau), Kolobrzeg und Krakow unterstanden. Erster Erzbischof wurde Gaudentius, der im Jahre 1006 starb. Im Jahre 1039 brachte der böhmische Herzog Bretislav I., der die unseligen Folgen der Vertreibung Adalberts für Böhmen erfaßte, einen Großteil der Reliquien nach Prag, wo sie im Laufe der Zeit an mehreren Orten aufbewahrt wurden, zuletzt in der Schatzkammer und in einem der Altäre der Kathedrale zu St. Veit.

Wir

Bruno von Querfurt, einer der ersten Biographen Adalberts, starb 1009 in Preußen den Märtyrertod. Die von ihm verfaßte Biographie wurde, beginnend vom 12. Jh., ergänzt und ausgeschmückt, wodurch das wahre Leben Adalberts entstellt wurde. Erst die letzten Jahrhunderte „begriffen“ die schlichte Einmaligkeit Adalberts, das „alltägliche Schicksal“ dieses Europäers. Daß er aus slawischem Blut war, sollte eher ein Memento für die Gegenwart sein, kein Hindernis. Da wir inmitten tiefgreifender Änderungen an der Schwelle des dritten Jahrtausends stehen, neuen sogenannten multikulturellen Strömungen ausgesetzt sind, begreifen wir Europäer, die diesem Raum bewohnen, viel besser die Umstände des schwierigen Daseins des Vojtech-Adalbert oder Adalbert-Vojtech, den Bruderzwist, die tragische Uneinigkeit der Völker Mittel- und Osteuropas.

Mit seinem apostolischen Schreiben „Praga urbs“ erklärte Papst Paul VI. auf die Bitte des damaligen apostolischen Administrators der Erzdiözese Prag, Frantisek Tomasek, den heiligen Vojtech zum ersten Patron der Erzdiözese Prag. Als Vorbereitung zur Feier des tausendsten Todestages des zweiten Bischofs von Prag rief Kardinal Tomasek im Jahre 1988 das „Dezenium der spirituellen Erneuerung“ aus, das im Jahre 1997 endet. So bitten wir den



Oben: Das neue Kloster St. Agnes von Böhmen der Klarissen-Kapuzinerinnen in Sternberg/Mähren, 15 km nördlich von Olmütz. Unter dem Titel „Die Schwestern mit der Dornenkrone“ hat Ursula Zöller in unserer Zeitschrift über den dortigen Konvent berichtet (siehe „Fels“ 9/1996, S. 274, und 10/1996, S. 302). Zu ihm gehören jetzt 14 Ordensfrauen. Einige von ihnen haben noch „jene barbarische Nacht“ vom 14.4.1950 erlebt, als in der CSSR alle Klöster aufgehoben wurden, und, sie mußten 40 Jahre in Konzentrationsklöstern leben und Zwangsarbeit leisten. Andere haben ihre Berufung im Untergrund während der kommunistischen Herrschaft erfahren, wieder andere nach der Wende von 1989. Nach der Wende konnten sie in einem provisorischen Kloster, dem baufälligen ehemaligen Augustiner-Chorherren-Stift, ihr reguläres Gemeinschaftsleben wieder aufnehmen. Doch wegen Platzmangel mußten sie Kandidatinnen abweisen. Mit Hilfe von Gläubigen aus Tschechien und Deutschland, auch vieler Leser des „Fels“, konnten die Schwestern dann in zweieinhalbjähriger Bauzeit ein neues Kloster errichten. Am 24. November 1996 war es fertig, und Erzbischof Jan Graubner von Olmütz konnte Kapelle, Altar und Kloster weihen. Tomas Cernousek, der Architekt des Neubaus, ein Diakon, assistierte bei dem feierlichen Amt. Am 4. Dezember sind die Schwestern in das neue Kloster umgezogen. Sie schreiben uns: - „Jetzt beten wir für Sie und die ganze Welt im neuen Haus.“

Unten: Ein Blick in die Kapelle des neuen Kloster St. Agnes von Böhmen.



heiligen Benediktinermönch, den zweiten Bischof von Prag, der für den Glauben sein Leben gab:

„Breite in der gegenwärtigen Zeit mehr als je zuvor Deine schützende Hand über den Völkern aus, die Dich verehren und auch über jene, die Dich nicht kennen oder nicht kennen wollen. Laß uns aus Deiner und unserer Vergangenheit lernen, auf daß wir das Gemeinsame nie vergessen: unseren Glauben Darum bitten wir durch Christus unseren Herrn, auf die Fürsprache Marias, der Mutter unserer Völker. Amen“ □

Über die Lebensgemeinschaft der pilgernden und der himmlischen Kirche sagt das 2. Vatikanische Konzil in der Dogmatischen Konstitution über die Kirche u.a.:

Daß die Apostel und Märtyrer Christi, die mit ihrem Blut das höchste Zeugnis des Glaubens und der Liebe gegeben hatten, in Christus in besonderer Weise mit uns verbunden seien, hat die Kirche immer geglaubt; sie hat sie zugleich mit der seligen Jungfrau Maria und den heiligen Engeln mit besonderer Andacht verehrt und hat fromm ihre fürbittende Hilfe erbeten. Bald wurden ihnen auch andere beigezählt, die Christi Jungfräulichkeit und Armut entschiedener nachgeahmt haben, und schließlich die übrigen, welche die hervorragende Übung der christlichen Tugenden und die göttlichen Charismen der frommen Andacht und Nachahmung der Gäubigen empfahlen.

Wenn wir nämlich auf das Leben der treuen Nachfolger Christi schauen, erhalten wir neuen Antrieb, die künftige Stadt zu suchen (vgl. Hebr 13,14 und 11,10). Zugleich werden wir einen ganz verlässlichen Weg gewiesen, wie wir, jeder nach seinem Stand und seinen eigenen Lebensverhältnissen, durch die irdischen Wechselfälle hindurch zur vollkommenen Vereinigung mit Christus, nämlich zur Heiligkeit, kommen können. Im Leben derer, die, zwar Schicksalsgenossen unserer Menschlichkeit, dennoch vollkommener dem Bilde Christi gleichgestaltet werden (vgl. 2 Kor 3,18), zeigt Gott den Menschen in lebendiger Weise seine Gegenwart und sein Antlitz. In ihnen redet er selbst zu uns, gibt er uns ein Zeichen seines Reiches, zu dem wir, mit einer so großen Wolke von Zeugen umgeben und angesichts solcher Bezeugung der Wahrheit des Evangeliums, mächtig hingezogen werden (Nr.50).

Die Schätze der klassischen Liturgie neu entdecken

Joh. Paul II „Überzeugen Sie Ihre Bischöfe“

Von Robert Kramer

Mit diesen Worten antwortete der Papst auf die Bitte von etwa 70 000 Gläubigen, die darum gebeten hatten, die alte Liturgie wieder grundsätzlich zuzulassen. Doch wie sollen die Gläubigen ihre Bischöfe überzeugen, wenn dies nicht einmal dem Papst gelingt? Dabei haben jene, die die alte Liturgie wünschen, durchaus gute Argumente. Ein erstes Argument: das ehrwürdige Alter der klassischen römischen Liturgie. - Wer möchte leugnen, daß die alte römische Liturgie ein Ritus ist, der im Wesentlichen in die frühesten Jahrhunderte zurückreicht und im Mittelalter nurmehr unwesentliche Veränderungen erfuhr? Was man heute die „tridentinische Messe“ nennt, war im 16. Jahrhundert kein neuer Ritus, sondern nur die Vereinheitlichung des Ritus in der lateinischen Kirche, mit der geringfügige Detailfragen endgültig festgelegt (z.B. der Psalm *Judica* als Vorschrift beim Stufengebet) und vermeintliche oder tatsächliche Ausuferungen an anderen Stellen (z.B. Sequenzen) beseitigt wurden. Ein zweites Argument für die alte Liturgie: ihre Treue zum Ursprung. - Der Blick in den sog. Abendmahlssaal zeigt, daß Christus die erste hl. Messe nicht mit seinen Jüngern, sondern ausschließlich mit den Aposteln feierte. Die hl. Messe ist also von ihrer Stiftung her keine Gemeindeversammlung, sondern eine Opfermahlfeier, die in die Hände der Apostel gelegt wurde. Liturgie ist zuerst Priesterliturgie. Dieser Tatsache trägt die alte Liturgie in vielfacher Hinsicht Rechnung: Es ist der Priester, der die hl. Messe darbringt. Durch seine Stellung im Chorraum und am Altar, durch seine Sprache ist er gleichsam vom Volk getrennt. Er ist der Mittler, der an Christi Statt das der Kirche anvertraute Opfer vollzieht.

Ein drittes Argument: Der alten Liturgie gelingt es besser, die Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers darzustellen.

Schon der Altar, der kein einfacher Tisch, sondern ein Opferaltar ist und damit ein mystisches Golgotha versinnbildet, verweist auf das Opfer. Erst recht geschieht dies durch viele Zeichen (Kniebeugen, Kreuzzeichen) und begleitende Gebete, vom Stufengebet angefangen, über die Opferung bis hin zu den Gebeten vor und während der Kommunion. Unübertroffen bleibt auch der römische Kanon, der wegen seiner klaren Opfersprache von den Reformatoren abgelehnt wurde und heute weithin außer Gebrauch gekommen ist.

Ein viertes Argument für die alte Liturgie: Sie kann weder als bloße Mahlgemeinschaft noch als sich selbst konstituierende Gemeindeversammlung mißverstanden werden. - Das wird schon durch die Stellung des Altars, durch die Zelebrationsrichtung, durch die lateinische Sprache und durch die Rolle des Priesters verhindert, der nicht eine Versammlung leitet, sondern im Namen der Kirche ein Opfer darbringt, das ihn von der Gemeinde absondert und in einen heiligen, den Laien unzugänglichen Bezirk versetzt. Nirgendwo werden auch dem Laien „Dienste“ am Altar eingeräumt, die die Rolle des Priesters, an Christi Statt zu handeln, verdunkeln könnten. „Ministranten“ sind hier undenkbar, solange noch das Bewußtsein vorhanden ist, daß die Ministranten keine Vertreter des Volkes, sondern niedere Klerikerdienste sind.

Ein fünftes Argument: Die alte Liturgie ist Liturgie der Kirche und nicht einer „Gemeinde“. - In der alten Liturgie wird man in die katholische Kirche und nicht in die „Gemeinde soundso“ aufgenommen. Willkürlichkeiten, wie sie in der neuen Liturgie an der Tagesordnung sind, verbieten sich in der alten Liturgie von selbst. Nicht zeitbezogene Anliegen der „Gottesdienstgemeinschaft“, sondern Gott, Christus und Kirche sind die großen Anliegen,

für die das Herz der Mitfeiernden geöffnet wird.

Ein sechstes Argument: In der alten Liturgie ist die Heiligkeit des Raums und das Schweigen in der Kirche selbstverständlich. - Das laute Reden vor und nach dem Gottesdienst; der Lärm, der heute unsere Kirchen auch untertags erfüllt; der Mißbrauch der Kirchen als Konzertsäle, in denen Beifall gespendet und wo der Chorraum mit einer Bühne verwechselt wird; die Geschäftigkeit, mit der Stille und Anbetung erschwert werden: all das gibt es in der alten Liturgie nicht. Nicht nur in der „stillen heiligen Messe“, auch im Hochamt ist Stille und „heiliges Schweigen“, das jeder mit Gebet ausfüllen kann, eine Selbstverständlichkeit.

Ein siebtes Argument: Die alte Liturgie kennt vorrangig eine „tätige Teilnahme“ des Volkes innerlicher Art. - Der Gläubige begleitet entweder die hl. Messe mit Hilfe eines Gebetbuches (Schott, Meßandachten) oder mit eigenem, betrachtendem Gebet. Auf diese Weise wird der Vorrang der Innerlichkeit und die Übung des persönlichen Gebetes sichergestellt.

Achtes Argument: Die alte Liturgie kennt keinen „Volksaltar“. - Schon der Psalm *Judica* - „Zum Altare Gottes will ich treten...“ - würde das Wort „Volksaltar“ absurd erscheinen lassen. Der Gedanke, am Altar werde ein „Abschiedsmahl“ (Kahlefeld) gefeiert, oder Jesus habe seinen Tod nicht als Sühnetod verstanden (Kahlefeld, Biser), kann im Raum der alten Liturgie nicht gedeihen. Zu klar ist hier der Altar ein Opferaltar, an dem der Priester - an Christi Statt - seine Opferhingabe an den Vater vollzieht.

Neuntes Argument: Die alte Liturgie ist niemals in Gefahr, durch „thematische Gottesdienste“ das Meßopfer zu verdunkeln. - Da die hl. Messe im alten Ritus überall die gleiche ist und in ihrer Gleichheit die Einheit, Heiligkeit,



Istanbul, Archäologisches Museum, Silberpatene mit Kommunion der Apostel; 6. Jahrhundert

Katholizität und Apostolizität der Kirche widerspiegelt, muß sie sich nirgendwo „interessant“ machen oder nach immer neuen „Angeboten“ suchen, um bestimmte Menschengruppen - Kinder, Jugendliche, Frauen, kleinere Gemeinschaften anzusprechen. Das „Opfer des Neuen Bundes“ besitzt genug Anziehungskraft, um einfache Gläubige wie Akademiker zu faszinieren und ihnen in jeder Lebenssituation das Rechte zu geben.

Zehntes Argument: Die alte Liturgie ist eine Schule der Heiligkeit für Unzählige. - Dabei steht nicht das Erleben der Gemeinschaft, sondern die Begegnung mit dem sich opfernden Herrn im

Mittelpunkt. Es gibt wohl keinen Heiligen, der nicht aus dem Quellgrund des Meßopfers gelebt und hier die Kraft für sein Heiligkeitsstreben gewonnen hätte. Unzählige Zeugnisse sprechen dafür, daß gerade die Stille und das Schweigen im alten Ritus jenen Raum schaffen, der ein mystisches Miterleben der Opferhingabe Christi ermöglichen. Das Gleiche erfahren auch „All-tagschristen“, die sich hier - oft genug aus der Mitfeier des täglichen hl. Meßopfers - die Kraft für ihr Leben holen.

Elfte Argument: Die alte Liturgie ermöglicht als „göttliche Liturgie“ einen Vorgeschmack und ein Verkosten der

kommenen Herrlichkeit. - Da in der alten Liturgie das Mysterium, das Opfer und die Anbetung, das Schweigen und die Sakralität Formen und Inhalte der Feier bestimmen, werden Priester wie Gläubige immer mehr in das innere Geheimnis hineingezogen. Darum waren wir früher schon als junge Menschen von der hl. Messe fasziniert, ohne daß wir den Grund für diese Faszination hätten angeben können. Erst heute, wo so viel von dieser Innerlichkeit verloren gegangen ist, spüren wir, was die Kraft der alten Liturgie ausmacht: Es ist ihre Fähigkeit, den „inneren Menschen“ anzusprechen und zu gewinnen.

Robert Kramer

Es fehlen klare Begriffe

*Aus einem Brief an den Familienbund der deutschen
Katholiken*

Von Helmut Volpert

*Der Autor analysiert die Arbeitshilfe
131 des Familienbundes der deutschen
Katholiken zum Familiensonntag:*

Es beginnt schon mit der „Einführung“ durch Kardinal Sterzinsky, wo er die Pfarrgemeinden und Verbände ermutigt, „kritisch zu prüfen, ob ihr Familienbild weit genug ist, um der Vielfalt der Familien in ihrem Handlungsbereich gerecht zu werden“. Soll hier der „normativen Kraft des Faktischen“ das Wort geredet werden? Soll nun als Familie bezeichnet werden, was keine ist? Kann man eine so vieldeutige Formulierung des Vorsitzenden der Kommission für Ehe und Familie widerspruchslos hinnehmen?

Es geht weiter mit Bischof Kamphaus. Er schreibt (S. 13), Alleinerziehende hätten mit „bösen Vorurteilen“ zu kämpfen. Was ist hier der Sinn des Wortes „Vorurteile“? Soll hier verboten werden, die Normalfamilie als das Erstrebenswerte, für die Kinder wie für die Gesellschaft Beste zu bezeichnen? Besonders schlimm ist der „Grundsatzbeitrag“ des „Moraltheologen Ehe- und Familienberaters“ Dr. Hans-Günter Gruber. Man kann die heutige gesellschaftliche Situation beschreiben und man kann sie bewerten, wobei selbst in der Beschreibung eine Wertung liegen kann, so, wenn man als „Familienformen“ nebeneinander stellt die (ungewollt) kinderlose Familie, die Einzel-Elternteil-Familie, die nichteheliche „Familie“ (!) und die Stieffamilie. Unenträglich aber wird es, wenn gegen alle göttlichen Gebote, gegen das Wort Jesu und die darauf aufbauenden katholischen Moralbegriffe diese Entwicklung „positiv gesehen“ werden soll, wenn sie angeblich „Leben und Lebendigkeit“ in eine Pfarrgemeinde bringen soll. Wenn hier von „familialen Lebensformen“ die Rede ist, wird der christliche Familienbegriff verfälscht, ja pervertiert. Unverheiratete Paare, auch wenn sie Kinder haben, haben sich be-

wußt gegen Ehe und Familie (die die Ehe voraussetzt) entschieden. Sollen sie jetzt kirchlich als „Familien“ vereinnahmt werden?

Auf Seite 25 unten werden wieder „Zweitehen“ und getrennte Eheleute, die an der Unauflöslichkeit der Ehe festhalten (nicht ohne hier auf Familiaris Consortio hinzuweisen, wohl um die Übereinstimmung mit der kirchlichen Lehre zu dokumentieren) optisch, wie vom Satzbau her als gleichrangig nebeneinander gestellt und als „wertvolles Zeugnis des Heils und der Hoffnung“ bezeichnet. Wie kann ein Leben gegen Gottes Gebote, gegen die ausdrückliche Weisung des Evangeliums -ist das nicht unsere Glaubensgrundlage- „ein Zeugnis des Heils“ sein? Wo ist die „Bereicherung für die Gemeinde“, wenn ein wiederverheirateter geschiedener sein Eheversprechen gebrochen, den ihm von Gott angetrauten Menschen verlassen und sich einem anderen zugewandt hat? Soll ich einem, der Verkehrsunfälle verschuldet hat, „Kompetenz im Umgang mit Autounfällen“ zubilligen und ihn als Bereicherung für die Gemeinschaft der Autofahrer betrachten? Solch ein Auf-den-Kopf-Stellen der kirchlichen Morallehre ist wohl nur den dialektischen Künsten eines Moraltheologen unserer Zeit möglich. Wenn ich einen Menschen, der mit seiner Lebensführung gegen Gottes Gebot verstößt, der nach dem Evangelium in Ehebruch lebt „uneingeschränkt akzeptiere“, tue ich so, als sei alles in bester Ordnung, als wären Gottes Gebote nur „Angebote“ als dürfe man Jesu Worte nicht so wörtlich nehmen. Sind wir da nicht wie die Schlange in 1. Mose 3,1-5, die Eva Gottes Gebote ausredet. Welche Schuld laden Vertreter unserer Kirche auf sich, die die Wahrheit „relativieren“, die in der Pastoral keine göttlichen Normen mehr kennen, die sich der Welt gemein machen und den Gläubigen keinen Halt mehr vermitteln!

Unsere Gewissen werden schon durch äußere Einflüsse, durch die Gesellschaft und durch die allmächtigen Medien genug verbogen, dazu brauchen wir wirklich keine Theologen.

Um nicht mißverstanden zu werden: Oberste Maxime im Umgang miteinander muß sein „die Sünde hassen, aber den Sünder lieben“! Auch Jesus hat die Sünder geliebt, sie angenommen, aber von ihnen auch Umkehr verlangt - was heute immer wieder unterschlagen wird! Wir sind in unseren Gemeinden eine Gemeinschaft von Sündern, wir müssen einander annehmen, aber ohne daß wir uns gegenseitig Sündenlosigkeit einreden. Wiederverheiratet Geschiedene brauchen unsere Zuwendung, aber ich lasse sie mir nicht als „Bereicherung“ aufschwätzen. Ebenso wenig lasse ich mir einreden, es sei eine „Ausgrenzung“, wenn sie vom Kommunionempfang ausgeschlossen bleiben. Solange eine solche Ehe fortgesetzt wird, kann der Betroffene nicht gültig das Bußsakrament empfangen und damit auch nicht zum Tisch des Herrn gehen. Auch ein allzu „pastoraler“ Pfarrer, der dagegen verstößt, muß sich 1. Kor 11,27-29 vorhalten lassen. Der nächste Aufsatz stellt das Leben einer Alleinerziehenden als besonders bewundernswert heraus. Da hat sich ein Kind „gänzlich ungewollt und heimlich in ihr Leben eingeschlichen“. Ja, glaubte denn diese Frau noch an den Storch? Wußte sie nicht, worauf sie sich einließ, als sie mit einem Mann ins Bett ging, mit dem sie nicht verheiratet war? Anzuerkennen ist bei diesen Müttern heutzutage, daß sie ihr Ungeboresenes nicht umgebracht haben. Aber reicht das aus, um sie hochzujubeln? Sollte man jungen Menschen nicht vor allem sagen, wie wichtig für ein Kind Vater und Mutter sind? Wenn ich mich nicht irre, kommen „normal Familien“ mit ihren Problemen, mit ihren wirtschaftlichen Sorgen, vor allem, wenn die Mutter auf berufliche „Selbstverwirklichung“ verzichtet, um sich ganz ihren Kindern zu widmen, in den Arbeitshilfen überhaupt nicht vor. Absicht? Wenn ich mir zum Schluß den Herausgeber der „Arbeitshilfe“ ansehe, dann frage ich mich, ob die Bischöfe eigentlich noch wissen, was unter ihrem Namen in die Lande geht, und ob die deutsche katholische Kirche noch meine Kirche ist. Sollten sich die Bischöfe, unsere „Hirten“, von der katholischen Morallehre verabschiedet haben?

Helmut Volpert

Sind „Die Grünen“ eine für Katholiken wählbare Partei ?

Von Hubert Gindert

Am 28. März 96 beschloß der Landtag von Brandenburg mit 44 gegen 32 Stimmen das Pflichtfach „Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde“ (LER) für die staatlichen Schulen. Damit wurde der bisherige Religionsunterricht praktisch abgeschafft. Dies verstößt nach Ansicht der Kirchen gegen das Grundgesetz, das Religionsunterricht an öffentlichen Schulen als ordentliches Lehrfach vorschreibt.

Bei der Diskussion um Religion als Pflichtfach an staatlichen Schulen und seine Ersetzung als Pflichtfach durch LER im Bundesland Brandenburg wird völlig übersehen, daß Bündnis 90/Die Grünen bundesweit das gleiche Ziel verfolgen. Dies ist entweder zu wenig bekannt oder es wird pilatushaft verschwiegen „wegen des Geschreis der Menge“. Sind doch die Grünen das Hätschelkind der Medien.

Eine kulturrevolutionäre Partei

Zwar sagen die Grünen zu allen Politikbereichen etwas aus, die gängige Meinung sieht sie aber schwerpunktmäßig im Bereich Ökologie angesiedelt. Tatsächlich zielt diese Partei auf eine grundlegende Veränderung der Gesellschaft über die Veränderung des Bewußtseins, d.h. auf eine Kulturrevolution, ab. Dies zeigt sich besonders deutlich in den Zielvorstellungen zum Religionsunterricht und zur Kirche sowie in den Aussagen zu Ehe und Familie. Denn Familie erzieht und formt nachhaltig das Bewußtsein, und sie ist zugleich Grundzelle und Basis jeder Gesellschaft.

Die Aussagen von Bündnis 90/Die Grünen zum Religionsunterricht berühren wesentlich das Verhältnis zur Kirche. So heißt es im Programm zur Bundestagswahl 94 zum Thema Kirche und Staat: „Die Aufgabe des Staates ist der Schutz der Freiheit, nicht aber die Fortsetzung einer aus vordemokratischen

Zeit stammenden Verquickung kirchlicher und staatlicher Aufgaben... „An die Stelle des konfessionellen Religionsunterrichts sollte ein gemeinsamer religions- und lebenskundlicher Unterricht für alle Kinder treten, der dem kulturellen Wandel in der Gesellschaft Rechnung trägt“ (S. 33)

Im Programm derselben Partei zur Landtagswahl 94 in Bayern steht unter „Religionsunterricht und Ethik“ (S. 116): „Bündnis 90/Die Grünen fördern die Verwirklichung der von Art. 14 des GG festgelegten Trennung von Kirche und Staat auch im Bereich Bildung und Schule. Deshalb wollen wir das erste der obersten bayerischen Bildungsziele, die „Erziehung zur Ehrfurcht vor Gott“ im Rahmen der notwendigen Verfassungsreform so ersetzen, daß künftig die Achtung vor den verschiedenen Religionen und Weltanschauungen gewährleistet wird... weiterhin soll die bisherige Privilegierung des kirchlichen Religionsunterrichts abgebaut und die Rolle des Ethikunterrichts aufgewertet werden. Unser Ziel ist ein allgemeiner ethischer Unterricht an allen bayerischen Schulen, der den getrennten Religions- und Ethikunterricht ersetzt“. - Die Grünen wollen also Freiheit für alle exotischen Gruppen - nur nicht für die Kirche!

In der Sache laufen also die Zielvorstellungen der Bündnisgrünen hinsichtlich des Religionsunterrichts auf das hinaus, was im Bundesland Brandenburg, mit LER beschlossen wurde, nämlich die Abschaffung des Religionsunterrichts als ordentliches Pflichtfach an staatlichen Schulen. Alles, was kritisch zu LER anzumerken ist, gilt auch für Bündnis 90/Die Grünen.

Vorsicht ist auch gegenüber den Aussagen zur „Pluralität im Bildungswesen“ (Programm zur Landtagswahl 94, S. 111/112) geboten. Dort heißt es: „Bündnis 90/Die Grünen wollen Pluralität im Bildungswesen: Wir treten für Wahlmöglichkeiten zwischen Schulen

mit verschiedenen unterschiedlichen pädagogischen Ansätzen ein... Doch muß hierbei vermieden werden, daß sich Eliteschulen einzelner Interessengruppen oder weltanschaulich einseitige Indoktrinationsstätten ausbreiten können. Bei alternativen Schulen in freier Trägerschaft muß deshalb verbindlich vorgeschrieben sein, daß SchülerInnen und Lehrkräfte die gleichen demokratischen und sozialen Rechte haben, wie wir dies auch an öffentlichen Schulen fordern und daß sie, soweit die Gesetze dies fordern, denselben inhaltlichen und formalen Anforderungen genügen“. Warum dann noch Eltern als freie Träger beispielsweise eine insgesamt von ihrem Glauben her geprägte Schule gründen oder erhalten sollen, ist nicht mehr einzusehen. Denn private Schulen und kirchliche Schulen wären dann ja infolge dieser angestrebten Gleichschaltung überflüssig. Was unter Indoktrinationsstätten zu verstehen ist, würden die Grünen definieren.

Gleichsetzung aller Lebensformen

In der Auseinandersetzung um die Abschaffung des Religionsunterrichts sowie im Verhältnis zur Kirche geht es um eine wichtige Etappe: Religion und Kirche sollen aus der Schule und auch aus der Öffentlichkeit heraus an den Rand gedrängt werden, um sie einflußlos zu machen. In der Geschichte war allen Völkern sehr bewußt (selbst wenn die tatsächlichen Verhältnisse nicht mehr dem Idealbild entsprachen), daß Ehe und Familie die Grundzelle der Gemeinschaft sind, die Voraussetzung für ihren Fortbestand bilden und das Wohl der heranwachsenden Kinder am besten gewährleisten. Die Einstellung von Bündnis 90/Die Grünen zu Ehe und Familie zeigt sich auch darin, daß es in ihrem Programm zur Bundestagswahl 94 dafür kein eigenes Kapitel gibt. Aussagen zu Ehe und Familie finden sich jedoch unter der Rubrik „Rechte von diskriminierten Minderheiten ausbauen“ (S. 36/37) sowie unter der Rubrik „Feministische Politik für eine emanzipierte Gesellschaft“, insbesondere im Kapitel II „Für Gleichberechtigung aller Lebensformen“ (S. 8 48). Bei den bayerischen Grünen gibt es auch Aussagen zu Ehe und Familie im Abschnitt „Frauen gehen weiter“ (S. 93-96) sowie auf Seiten 39 („Suchtprobleme“) und 108 („Für Schule in Bayern“). Die Gleichwertigkeit und Gleichstel-

lung aller Lebensformen mit Ehe und Familie wird klar und plakativ ausgesprochen. Ehe und Familie im überkommenen Sinn werden aber herabgewürdigt und diffamiert. Dazu aus dem Programm für die Bundestagswahl 94: „Bündnis 90/Die Grünen sind die Partei der Lesben- und Schwulenrechte. Gleichgeschlechtliche Partnerschaften, müssen die gleichen Möglichkeiten zur rechtlichen Ausgestaltung ihrer Lebensgemeinschaften erhalten wie heterosexuelle Paare: Eheschließungsrecht und Öffnung aller Regelungen für nichteheliche Lebensgemeinschaften“... (S. 37). „Die veränderte gesellschaftliche Situation in der Bundesrepublik zeigt, daß das patriarchale Leitbild (!) der Familie als allgemein gültige Lebensform brüchig geworden ist. Wir halten aber die Neudefinition des Familienbegriffs für unumgänglich. Familien sind in unserem Sinn alle auf Dauer angelegte Lebensformen, in denen mindestens zwei Personen zusammenleben. Menschen leben mit und ohne Partnerschaften, in Wohngemeinschaften, mit und ohne Kinder, mit und ohne Trauschein, in homosexuellen Lebensgemeinschaften. Bündnis 90/Die Grünen wollen die Anerkennung aller Lebensformen. Ein Ziel bündnisgrüner Politik ist die gesellschaftliche Anerkennung lesbischer Lebensweise... Um das zu gewährleisten und die Gleichstellung aller Lebensformen zu erreichen, bedarf es Veränderungen z.B. im Familienrecht, Einkommenssteuerrecht, Mietrecht, Strafrecht, Adoptionsrecht, im Erbsteuerrecht, beim Zeugnisverweigerungsrecht“ (S.48).

Obwohl die Grünen die Ehe als überholt bezeichnen und bekämpfen, fordern sie gleichzeitig eben diese Ehe für Homosexuelle. Wo bleibt hier eigentlich die logische Konsequenz?

Bei den bayerischen Grünen heißt es im Programm zur Landtagswahl 94 „Die Familienpolitik der Bayer. Staatsregierung orientiert sich nach wie vor am traditionellen und überholten (!) Familienbild“ (S. 39)... genauso absurd ist es, daß sich immer mehr Frauen bewußt für eine bestimmte Lebensform entscheiden, und zur gleichen Zeit die lebenslängliche, heterosexuelle, monogame Ehe als einziger Quell des persönlichen Glücks und als Garant gegen Werteverfall und Demokratieverlust verherrlicht wird... (S. 93). Die Kluft zwischen Selbstverständnis vieler Frauen auf der einen und der aggressiven Verteidigung überfälliger (!) Gesellschafts- und Lebensmodelle auf der



Kann der Apell: „Nur mit uns“ auch für bewußte Katholiken gelten?

anderen Seite kennzeichnet die gegenwärtige Situation (S.95). Für Bündnis 90/Die Grünen ist Schwulsein eine der Hetero- oder auch Bisexualität gleichwertige (!) Lebensform. Auf Bundesebene unterstützen wir deshalb die ersatzlose Streichung des Paragr. 175 aus dem Strafgesetzbuch und fordern rechtliche Gleichstellung homosexueller mit heterosexuellen Lebensgemeinschaften, vor allem durch die längst überfällige Einführung einer der Ehe gleichgestellten, eingetragenen Partnerschaft“ (S.108).

Für die Grünen sind Ehe und Familie im herkömmlichen Sinn oder wie sie gar Christen verstehen „patriarchale, überholte und überfällige Leitbilder“, die für sie nicht „unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung stehen“, wie das unsere Verfassung (Art. 6, Abs. 1) will. Im Zuge einer feministischen Politik sowie einer Gleichstellung aller denkbaren Formen des Zusammenlebens geht es den Bündnisgrünen auch nicht darum, daß Vater oder Mutter ihre naturgegebenen Vorzüge und Aufgaben in der Kindererziehung übernehmen, sondern um „Emanzipation“. Im Sinne der angestrebten Selbstverwirklichung kann eine tatsächliche Wahlfreiheit für häusliche Kindererziehung z.B. aufgrund eines verbesserten Familienlastenausgleichs bzw. einer wirtschaftlichen und sozialen Besserstellung der Hausfrau oder die Option für außerhäusliche Arbeit gar nicht das Ziel sein. Die Leidtragenden sind die Kinder. Da werden zwar massenhaft „seelische Probleme bei ihnen konstatiert (Programm zur Landtagswahl 94, S. 38) und gefordert „es müs-

sen die Lebensbedingungen von Kindern und Jugendlichen verbessert werden“. Was den Grünen dazu einfällt sind: „Obligatorische Kinderrechte auf gesunde Entwicklung und Umwelt, Verkehrs- und Stadtplanung, Wohnungsbau, Kinderbeauftragte, Kinder- und Jugendparlamente“ (Programm zur Landtagswahl 94 S. 38-41). Daß eine wesentliche Ursache seelischer Probleme von Kindern in gestörten Familienverhältnissen liegen könnte, kommt den Grünen kaum in den Sinn. Die bayerischen Grünen sprechen in ihrem Programm von einer „Aggressiven Verteidigung überfälliger Gesellschafts- und Lebensmodelle“. Dabei zeichnet sich gerade ihre Sprache durch besondere Aggressivität aus. Dazu einige Beispiele, die sich alle auf die CSU bzw. auf die Bayerische Staatsregierung beziehen: „Bayern in den Klauen der CSU“, „Schwarzer Filz“, „Reaktionärer Rollback“, die „Nachlaßverwalter von Doppelmoral und Heimchen-Idylle, von Ramboverhalten und Reichskriegsflagge“ etc.

Moralisierender Predigerton

Die Grünen vertreten ihre Position mit einem fast unerträglichen moralisierenden Predigerton so, wenn z.B. die bayer. Bündnisgrünen im Abschnitt über die „Innere Sicherheit“ (S.78) zu den Ursachen der Kriminalitätsentwicklung feststellen: „ein weiterer Grund ist der Verfall von Moral und Solidarität, sowie die einseitige Förderung des Egoismus und der sozialen Rücksichtslosigkeit und Kälte in unserer Gesellschaft“- Dabei sind es gerade die Grünen, die dieser Entwicklung die Bahn freischlagen durch ihre Diffamierung von Ehe und Familie, sowie jener Institutionen und Normen, die dem Werteverfall und der Auflösung der Gesellschaft entgegenwirken. Diese Heuchelei gipfelt in den Aussagen zur Abtreibung ungeborener Kinder. Dazu heißt es lapidar- „Bündnis90/Die Grünen halten nach wie vor an der Streichung des Paragraphen 218 aus dem Strafgesetzbuch fest. Schwangeren Frauen muß die Entscheidungsfreiheit auf das Selbstbestimmungsrecht zugestanden werden“ (Programm zur Landtagswahl S. 82). Auch für die Bündnisgrünen auf Bundesebene ist „die ersatzlose Streichung des Paragraphen 218 unser politisches Ziel“ (Programm zur Bundestagswahl 94, S. 49). Kein Wort darüber, daß bei Wahrnehmung der o.a.

Entscheidungsfreiheit ein hilfloses, ungeborenes Kind getötet wird.

In dieser Betrachtung ging es darum, im Zusammenhang mit der Diskussion um das neue Pflichtfach LER in Brandenburg das Verhältnis der Grünen zum Religionsunterricht, zur Kirche und zur Familie unter die Lupe zu nehmen. Denn dort wird die grundlegende religiöse, weltanschauliche und soziale Erziehung geleistet, wie sie für eine wertgebundene Gesellschaft unerlässlich ist. Für diese Untersuchung wurden die Programme der Grünen zur Bundestagswahl 94 sowie für die Landtagswahl 94 in Bayern herangezogen. Obwohl auch die Aussagen der Grünen zu Fragen der repräsentativen Demokratie, der Wirtschaft, der Rechtspolitik etc. sehr aufschlussreich wären, blieben sie hier unberücksichtigt.

Zusammenfassend ist festzustellen:

Die Grünen sind keine Partei, die von einem allgemeinen Wertekonsens her Reformen anstreben. Sie wollen eine „Umwertung der Werte“, eine grundlegende, kuturrevolutionäre Veränderung unserer Gesellschaft. Deshalb haben sie auch keinen Sinn für Tradition und keine positive Einstellung zur Geschichte. Die Grünen treten für die Erhaltung der ökologischen Grundlagen der Gesellschaft ein und diffamieren zugleich ihre menschlichen Fundamente (Ehe und Familie).

Da die Grünen ein völlig unklares Bild der menschlichen Würde haben, haben für sie alle denkbaren Formen menschlichen Zusammenlebens den gleichen Wert. Die Grünen fordern die Aufhebung der Konkordate, die das Verhältnis von Kirche und Staat regeln. Dies ist nicht die grundgesetzliche Sicht der Trennung von Kirche und Staat, die im Rahmen eigenständiger Aufgaben und Zuständigkeiten beider Institutionen, aber im Bemühen um den Menschen, der zugleich Staatsbürger und Mitglied der Kirche ist, ein Zusammenwirken ermöglicht. Hinter der Forderung der Grünen nach strikter Trennung von Kirche und Staat, zu der auch die Abschaffung des Religionsunterrichtes als Pflichtfach an staatlichen Schulen zählt, steht die Absicht der Grünen, die Kirche an den Rand der Gesellschaft zu drängen und sie einflußlos zu machen. Kardinal Höffner von Köln hatte den Mut, die Grünen aufgrund ihrer gesellschaftspolitischen Zielsetzung als eine für Katholiken nicht wählbare Partei zu bezeichnen. (*Dt. Tagespost*, 28.10.86) Seit dieser Feststellung haben sich die Ziele der Grünen nicht geändert. □

Symptome eines Niedergangs

Die Diskussion um Kinderschändung und Sexualstrafrecht in Deutschland greift zu kurz

Von Jürgen Liminski

Ein Tabu zerbricht. Endlich. Es ist das Tabu von der unbegrenzten Selbstbestimmung des Menschen. Jeder solle nach seiner Façon selig werden - mit solchen Sprüchen des alten Fritz und atheistischer Aufklärer wie Voltaire fing es an. Es führte zur Göttin der Vernunft, zur Auflehnung gegen jede moralische Autorität, hin zur sexuellen Revolution und zur Relativierung aller Werte und endete bei der Ideologie des Individualismus mit seinem Tabu der maßlosen Selbstbestimmung. Auf der Strecke bleibt die Liebe. Ihr Bild wird verzerrt. Fast neunzig Prozent der deutschen Jugendlichen haben vor der Ehe sexuelle Erfahrungen gemacht. Ihre Fähigkeit zu Treue und Verzicht, zu Opfer und Bindung lässt sich - unabhängig vom jeweiligen Einzelfall - an den steigenden Scheidungsraten und an den ebenfalls wachsenden Abtreibungszahlen ablesen. Aber die Wucherungen dieser geistigen Saat sind auch in anderer Hinsicht schrecklich. Kinder werden zu Opfern von Triebtätern. Man ist erschrocken und nun schreien sie wieder, die Politiker. Die einen zu recht, die anderen sollten lieber schweigen.

Schärfere Gesetze genügen nicht

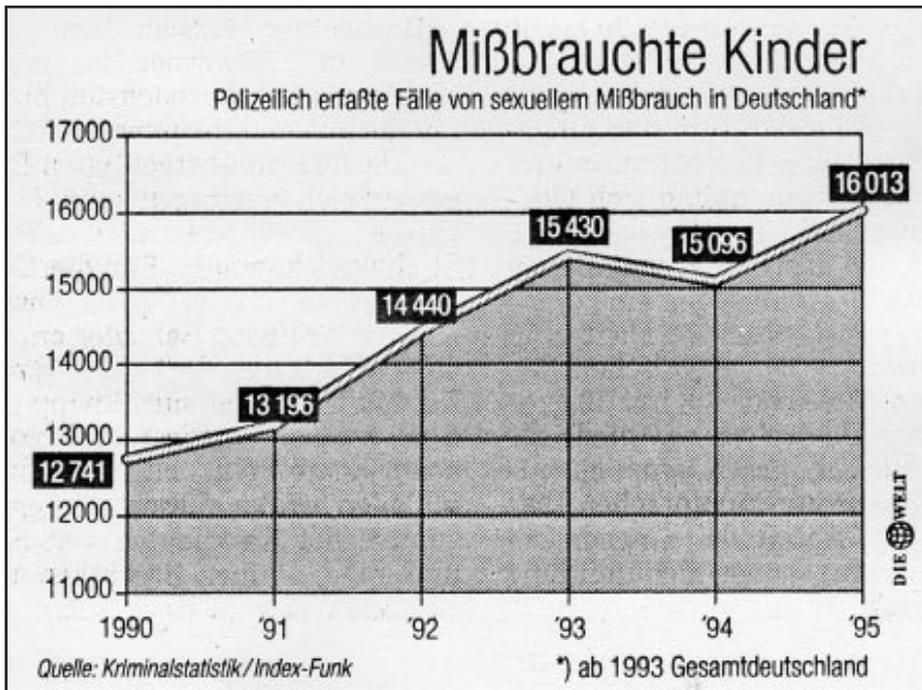
Der Mord an der zehnjährigen Kim Kerkow aus Varel in Niedersachsen oder, vier Monate zuvor an der siebenjährigen Nathalie Astner aus dem oberbayerischen Epfach hat die Diskussion um die Strafverschärfung bei Sexualverbrechen neu entfacht.

Es ist eine Diskussion, die nicht eines gerüttelt Maßes an Heuchelei entbehrt. Denn ausgerechnet diejenigen, die einem totalen Laissez-faire, laissez-allez im Bereich der sexuellen Aufklärung und des Lebensschutzes das Wort reden, entrüsten sich nun und verlangen harte Maßnahmen. So meint der Vorsitzende des Rechtsausschusses des Bundestages, der CDU-Abgeordnete

Eylmann, daß es Täter gebe, die unverbesserlich und gefährlich blieben, „die muß man wegschließen, so hart das klingt. „Und die ehemalige Justizministerin Leutheusser-Schnarrenberger/FDP, plädiert für eine engere Auslegung der Bewährungsauflagen und -voraussetzungen bei Sexualtätern. Beide gehören auch zu den eifrigen Befürwortern einer glatten Fristenregelung bei der Abtreibung. Warum sind Eltern, die willentlich und bewußt ihre ungeborenen Kinder töten, völlig straffrei zu setzen und andere mit der vollen Härte des Gesetzes zu bestrafen? Und wo waren all die Politiker beim Weltkinderntag im Spätherbst, als rund 30.000 Kinder in Bonn für mehr Sicherheit demonstrierten? Sie hatten wohl alle wichtige Erwachsenen-Termine.

Die vorwiegend emotional geführte Diskussion wurde zuerst durch den Mord an Nathalie ausgelöst, den die Staatsanwaltschaft im Detail rekonstruiert hat. Ihm voraus gingen die Dutroux-Affäre in Belgien und viele andere Skandale von Kinderschändung und Pornographie. Es ist kein deutsches Phänomen, beileibe nicht. Erst im Frühjahr hob ein Mammut-Kongress der Unicef in Stockholm über Kinderprostitution und kommerzielle Ausbeutung von Kindern und Jugendlichen die Problematik in das Bewußtsein der Weltöffentlichkeit und auf der Bühne der Übeltäter standen auch die deutschen Sex-Touristen in Asien. In diesem größeren Kontext muß die Diskussion gesehen werden.

In Stockholm verwies man auf das Gesetz, das sexuellen Mißbrauch durch Deutsche im Ausland auch dann zu ahnden befähigt, wenn dies im Tatland nicht strafbar ist - eine deutsche Premiere. Auch jetzt sind neue Gesetze in der Diskussion. Der bayerische Ministerpräsident Stoiber hat einen Gesetzentwurf im Bundesrat eingebracht, der



die Bewährung und Entlassung von Sexualstraftätern verschärft. Das ist wohl nötig. Der Mörder der kleinen Kim hatte vor zehn Jahren schon einmal ein Mädchen mißbraucht und ermordet, nach vier Jahren Haft kam er wegen guter Führung frei. Mit der Verschärfung der Gesetze entspricht die bayerische Regierung gewiß einem aktuellen Empfinden im Volk, das von etlichen Medien natürlich in der wie üblich Betroffenheit erzeugenden Manier geschürt wird. Aber früher oder später laufen die Triebtäter doch wieder frei herum - sozusagen als lebende Zeitbombe für die Kinder.

Die Verschärfung der Gesetze allein genügt nicht. Das Problem muß umfassender angegangen werden. Zunächst die Triebtäter selbst: Sie müssen auch therapeutisch behandelt werden. Aber nur für jeden dritten Sexualverbrecher gibt es einen Haftplatz mit therapeutischen Möglichkeiten. Also neue Anstalten bauen, trotz des Sparzwangs? Das wiederum scheitert am Widerstand der Bevölkerung. Beispiel Herten in Nordrhein-Westfalen. Die Regierung Rau hatte geplant, in diesem Ort eine nach neuesten Erkenntnissen der Sicherheit und der Suchtwissenschaft entworfene Anstalt zu bauen. Die Menschen protestierten so laut und so lange, bis Düsseldorf den Plan fallen ließ und damit einen Präzedenzfall schuf. Kein Ort in Nordrhein-Westfalen wird sich jetzt bereit erklären, eine solche Anstalt in oder an ihren Mauern errichten zu lassen.

Die Morde und Sexualverbrechen sind schrecklich, wer wollte daran zweifeln? Aber die Diskussion um eine Strafverschärfung greift zu kurz. Sie löst das Problem nicht. Man kann die Triebtäter nicht ewig hinter Gittern halten. Sinnvoller ist da schon der Vorschlag von Familienministerin Nolte, eine medizinische Behandlung zu erwägen, die unter dem irreführenden Begriff „chemische Kastration“ in die Diskussion eingeführt wurde. Dabei handelt es sich um die regelmäßige Injektion eines Mittels, das die Bildung von Testosteron verhindert und somit den Sexualtrieb dämpft. Das wäre zumindest eine Möglichkeit, relativ gefahrlos und nach Abbußung der Strafe eine therapeutische Behandlung durchzuführen. Die Methode wird seit Jahren in Dänemark angewandt - mit verblüffendem Erfolg. Sie ist mit Beginn des Jahres in Kalifornien als Gesetz in Kraft getreten und wird bereits in den Gefängnissen und in der Bewährungszeit danach zur Anwendung gebracht. Von einer Veränderung der Persönlichkeit zu reden, wie dies der hessische Justizminister von Plottnitz (Die Grünen) tut, ist schlicht Unsinn. Was für ein Persönlichkeitsbild hat dieser Politiker, wenn dazu das Recht auf eine entartete Triebhaftigkeit gehört? Die chemisch-medizinische Behandlung schafft keine irreversiblen Fakten, anders wäre das bei einer genetischen Behandlung.

Dann der Schutz der Kinder und die Betreuung der Opfer. Rund 700 Kinder werden derzeit vermißt, Kim und

Seit 1994 wächst die Zahl der gemeldeten Mißbrauchsfälle wieder. Grund für rund neunzig Prozent der Bundesbürger, die Strafen für Sexualvergehen zu erhöhen. 62 Prozent der Deutschen befürworten auch die „chemische Kastration“.

Nathalie sind nur die Spitze eines Eisbergs. Und wieviel Kinder müssen mit dem Trauma leben, mißbraucht worden zu sein, vielfach von eigenen Verwandten? Auch hier sind in den letzten Monaten erschreckende Fälle ans Tageslicht gekommen. Allein 1995 wurde in Deutschland 16.000 Mal Anzeige wegen Kindesmißbrauch erstattet. Weltweit werden, so Außenminister Kinkel im Dezember, schätzungsweise zwei Millionen Kinder Opfer von Mißbrauch, Kinderprostitution, Kinderhandel und Kinderpornographie. Jährlich werden allein in der Bundesrepublik rund hundert Millionen Mark mit Kinderpornographie umgesetzt. Der Sumpf ist weiter und tiefer als man glaubt. Angesichts dieser Situation kann es, so der Geschäftsführer des Deutschen Kinderschutzbundes, Walter Wilken, in einem Gespräch mit dem Autor, „keinen totalen Schutz der Kinder vor gewalttätigen Übergriffen geben“. Wilken plädiert für eine Art Selbstschutz. Kinder sollten in Gruppen in die Schule und nach Hause gehen. Und sie sollten, außer den Eltern, denen die erste Schutzpflicht zukommt, in jedem Stadtviertel einen Ansprechpartner, eine Telefonnummer haben. Natürlich könne ein Kinderbeauftragter in den Jugendämtern nicht überall sein. Aber man müsse „die Schwelle der Abschreckung erhöhen“. Und auch verstärkt verdeckte Ermittler zur Aufklärung von Kinderprostitution einsetzen. Wilken fordert zudem, mehr Beratungsstellen und Therapiemöglichkeiten für betroffene Kinder und deren Eltern einzurichten. An dieser Stelle dürfe der Staat nicht sparen. Auch die Vorsitzende der Kinderkommission des Bundestages sprach sich dafür aus, nach Sexualdelikten an Kindern das Opfer intensiver zu betreuen. Es gehe nicht an, daß „die Opfer sexueller Gewalt von Hinz zu Kunz laufen müssen, um eine Therapie bezahlt zu bekommen“.

Wie immer die Diskussion weitergeht, sie offenbart einen Mangel an Tiefgang, der in gewisser Weise auch erschreckend ist. Denn die Problematik hat eine eminent gesellschaftliche Dimension: der Zerfall der werttragenden Fami-

lienstrukturen, die Vernachlässigung und Schwächung der Familie durch die Politik und der allgemeine Werteverlust sind Elemente dieser Dimension. Darauf macht der sächsische Justizminister Heitmann aufmerksam. Der moralische Grundkonsens schwinde, das Streben nach Wohlstand scheint das einzige Band zu sein, das diese Gesellschaft noch einige Tugenden wie Treue, Zuverlässigkeit, Pflichterfüllung, Achtung vor Mitmenschen, Bescheidenheit seien für das Funktionieren der Gesellschaft ebenso wichtig wie die Einhaltung des Rechts. Denn ohne einen moralischen Grundkonsens lasse sich auch das Rechtssystem nicht aufrecht erhalten. Immer mehr Bürger lebten nach der Devise: „Solange ich nicht von einem ordentlichen deutschen Gericht verurteilt bin, habe ich mir nichts vorzuwerfen“. Das, so der evangelische Theologe und Politiker Heitmann, reicht nicht.

Diese Gesellschaft ist krank. Sie leidet an einer ethischen Immunschwäche. Diese Schwäche begünstigt auch abartige und bestialische Verbrechen gegen Kinder. Die Diskussion wird abebben - bis zum nächsten Fall. Über diese „geistige Kastration“, diese „geistige Kinderschändung“ redet niemand.

Heitmann appelliert auch an die Kirchen. Sie hätten eine „unersetzbare“ Aufgabe zur Bewahrung von Moralvorstellungen. In der Tat: Wenn das Gefühl für Anstand und Solidarität verdunstet, wenn selbst Kirchenvertreter die Werte des Glaubens nur als Angebot und nicht mehr als anthropologische Wahrheit verstanden sehen wollen, wenn Politik, Wirtschaft und Gesellschaft vorwiegend nach dem Seenot-Prinzip „rette sich wer kann“ funktionieren, dann sind Panik-Diskussionen zwar verständlich, aber zu wenig. Etwas mehr deutsche Gründlichkeit und Gedankentiefe wären hier nötig. Es rächt sich bitter, daß die vielfach versprochene geistig-moralische Wende von der Politik so klang- und sanglos der Vergessenheit anheim gegeben wurde. Und daß auch die Kirchen hier der Politik zu selten Paroli bieten. Sie gelten für die Jugend in Deutschland nach jüngsten Meinungsumfragen nur noch in geringem Maß als wertvermittelnde Institution, und nur ein Drittel der Jugendlichen teilt noch mit den Eltern die religiösen Überzeugungen. Empörung ist zu wenig. Es muß wieder mehr Wahrheit gepredigt werden, gelegen oder ungelegen. □

Auf dem Prüfstand

In der Frage „Geschieden - wieder-verheiratet“: Seelsorge contra Glaubenslehre?

„Mit persönlicher Betroffenheit“ „festgefahrener Denker aufbrechen“ und „Neues denkbar machen“, so stimmt Dr. Meinrad Limbeck, Akademischer Oberrat an der Kath. Theol. Fakultät der Universität Tübingen die Leser ein, die sich darüber informieren wollen, warum wiederverheiratete Geschiedene entgegen der kirchlichen Lehre doch zur Kommunion gehen sollten.

Unter dem Titel „Die Zeit ist reif“ brachte Pfarrer Anselm Jopp 1996 ein Buch¹ auf den Markt, in dem er die Lehre der Kirche zum Verständnis der Ehe durch die Praxis und mit dem notwendigen seelsorglichen Verständnis widerlegen möchte. Er folgt dabei den verwirrenden und irreführenden Argumentationen der oberrheinischen Bischöfe, die in einem Hirten Schreiben über die Grenzen ihrer Diözesen hinaus Aufsehen erregt hatten, allerdings die Richtigstellung des kirchlichen Lehramtes zur Kenntnis nehmen mußten. Mit diesem Buch ist eine weitere Saat antirömischer Affektes aufgegangen.

Die vorliegende Rezension will an einigen Punkten die irreführende Argumentation des Autors aufzeigen.

Die Einführung (S. 9) beginnt mit den Worten „Seit dem Jahr 1563, dem Abschlußjahr des Trienter Konzils, hat die katholische Kirche ein Riesenproblem: Gläubige, die eine zweite bürgerlich getraute Ehe eingehen, können nicht zur Kommunion.“ Das Trienter Konzil, das in einer Zeit der Glaubensverwirrung, die Glaubensinhalte klar vorlegte, wird damit als schädlich für die Kirche dargestellt. Der Autor mußte wissen, daß die Lehren der Konzilien für die ganze Kirche verbindlich sind und als solche ihre Gültigkeit behalten, da die Kirche das depositum fidei bewahrt.

Der Verfasser bietet sodann eine Statistik und möchte suggerieren, daß aufgrund der Vielzahl der wiederverheirateten Geschiedenen das Sakrament seine Gültigkeit verloren habe und damit die Konsequenzen hinfällig seien. Als ob jemals eine Statistik oder Abstimmung über die Wahrheit entscheiden könnte! Daß angesichts der gescheiterten Ehen die Seelsorger wach werden müßten, ist völlig klar. Die Frage heißt aber: Sind die Eheleute in der richtigen Weise auf die Ehe vorbereitet? Hat der Seelsorger die Eheleute auf die unverzichtbaren Hilfen der Kirche zum Gelingen der Ehe hingewiesen? Hat der Seelsorger die Eheleute unermüdlich zum Sakrament der Buße, zur Beichte, und danach zum Empfang der Kommunion eingeladen? Die Eheleute müssen wissen, daß die Ehe im Angesicht Gottes geschlossen wird und nur gelingen kann, wenn der Gnade und Liebe Gottes im Leben beständig Raum gegeben wird.

Es ist eine beliebte, aber unfaire Argumentation, wenn ein Priester, der die Lehre der Kirche von Amts und Dienst wegen verkündigen muß, der Kirche gute Worte bescheinigt, aber Untätigkeit vorwirft, oder Worte so zitiert, daß der seelsorgende Priester als der Heilsbringer erscheint, die Kirche aber als Heilshindernis.

Anselm Jopp verweist auf die Enzyklika „Familiaris consortio“ von Johannes Paul II., in der zum Ausdruck gebracht wird, daß sich die Kirche unablässig bemüht, diesen Menschen, den wiederverheirateten Geschiedenen, ihre Heilmittel anzubieten. Wörtlich fügt Jopp hinzu: „Aber nichts ist seither geschehen, wieder sind 15 Jahre ergebnislos vergangen“ (S. 9). Er ergänzt, das Schreiben der Glaubenskongregation kritisierend: Sie hat „das Verbot des Kommunionempfangs für alle wiederverheirateten Geschiedenen kompromißlos erneuert, ohne irgendwelche praktikablen Lösungen oder Perspektiven für eine verantwortliche Lösung zu geben.“ Der Autor wiederholt sich Seite 16:

„15 Jahre sind seither wieder vergangen und es ist rein gar nichts geschehen, was eine Veränderung gebracht hätte! Die Gemeinden fordern vom Papst und der Glaubenskongregation sowie von ihren Bischöfen endlich die Lösung dieses Problems. Man ist äußerst ungehalten, da nichts Weiterführendes geschehen ist. Die Kirchenleitung selbst ist zum Ärgernis geworden. Man ärgert sich viel mehr über die

Unfähigkeit der Kirchenleitung zur Lösung dieses Problems, als wenn einzelne wiederverheiratete Geschiedene zur Kommunion gehen. Man hat auch nicht den Eindruck, daß der Papst selbst sich unablässig um praktikable, zumutbare Kriterien für den Zutritt zum Abendmahl bemüht.“

In diesen Worten liegt sicherlich eine ungeheure Arroganz. Vor allem aber nimmt der Autor nicht wahr, daß es für die Kirche, für ihn und die betroffenen Menschen nur eine Basis gibt: die Wahrheit. Wer die Ehe im katholischen Glauben schließt, ist tatsächlich auch in der Praxis tagtäglich daran gebunden. Dies gilt für beide Gatten. Wer sich nicht daran hält, bezeugt mit seinem Leben, daß er die Basis der Wahrheit verlassen hat.

Die Eheschließung ist ein objektiver Tatbestand. Auch die Konsequenzen für eine geschlossene Ehe sind objektiv feststellbar. Hier kann nicht mehr von einer subjektiven Gewissensüber-

zeugung hinsichtlich der Gültigkeit der Ehe gesprochen werden. Ebenso spielt die subjektive Gewissensüberzeugung bezüglich Schuld und Sünde eine nachgeordnete Rolle. Denn in einem anderen eheähnlichen Verhältnis leben, während die gültige Ehe fort dauert, ist ein objektiver Tatbestand, der der Treue und Liebe Gottes und der engen Verbindung Christi mit seiner Kirche widerspricht. Solange diese Lebensweise anhält, schließt sich damit der wiederverheiratete Geschiedene tatsächlich von der Kommunion aus. Denn die hl. Kommunion empfangen heißt „sich mit Christus und seiner Liebe identifizieren“ (S. 57). So muß man den Kommunionempfang als integrierenden Bestandteil der Eucharistie verstehen. Wer also gültig verheiratet ist und trotzdem diese Ehe verlassen hat und eine andere eheähnliche Verbindung eingegangen ist und zur Kommunion geht, belügt sich selbst. Er gibt vor, sein Leben sei völlig in Ordnung, die letztere Verbin-

dung sei die gültige und er stimme mit dem Glauben und Leben der Kirche überein.

Ein Geistlicher, der zu solchem Verhalten ermutigt, leistet der Täuschung Vorschub und ist wahrhaftig kein Seelsorger. Seelsorge heißt, den Menschen auf den Weg der Wahrheit führen. Jesus sagt: „Ich bin der Weg die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6). Er sagt nicht, die Wahrheit ist, was subjektiv gedacht oder gefühlt wird.

Wenn der Autor auf die Bedeutung der subjektiven Gewissensentscheidung verweist (S. 38), verschweigt er, daß das Gewissen erst gebildet werden muß. Für die Ehe gelten die Normen der Kirche. Denn in der Kirche (dem fortlebenden Christus) wird die Ehe geschlossen. Dort findet das Brautpaar die Normen für die Ehe vor. Es bringt nicht die Normen mit, nach denen sich die Kirche zu richten hätte. Obwohl die Fragen nach den Normen und dem Gewissen lehramtlich und nachdrück-

Zur Erklärung der Schweizer Bischofskonferenz bezüglich der Lage im Bistum Chur (siehe „Fels“ 1/1997, S. 23) hat die schweizerische Katholische Volksbewegung Pro Ecclesia noch einmal Stellung genommen. Hier der Wortlaut:

Am 5. Dezember 1996 hat die Schweizer Bischofskonferenz (SBK) die Situation im Bistum Chur als „ausweglos“ und die „Mission“ der beiden Churer Weihbischöfe als gescheitert bezeichnet. Mit dem Ruf nach „personellen Veränderungen“ hat sich die SBK zu dem unverkennbar einseitig mit den Vorwürfen von Weihbischof Vollmar gegenüber seinem eigenen Diözesanbischof Wolfgang Haas solidarisiert.

Die Aussagen Msgr. Vollmars im „Anzeiger für die Seelsorge“ hatten zu einer unsachlichen Medienkampagne und zu einer weiteren Verunsicherung und Verwirrung unter den Gläubigen geführt. Viele Priester und Laien sowie die rund 4000 Mitglieder der Pro Ecclesia mit Zehntausenden von Sympathisanten in befreundeten Organisationen können dieses unsolidarische Verhalten von Weihbischof Vollmar und der SBK nicht verstehen. Im Namen dieser Gläubigen hält Pro Ecclesia folgendes fest:

Für Christen gibt es keine Auswegslosigkeit

1. Wir weisen die Kritik Paul Vollmars und die Solidarisierung der SBK mit dessen Attacken gegen den eigenen Diözesanbischof entschieden zurück. Die Ausgrenzung eines Mitbruders im Bischofskollegium ist auf der Welt einmalig und richtet sich letztlich auch gegen Papst Johannes Paul II.

2. Die Ausgrenzung von Bischof Wolfgang zeigt auf die eigentliche Wunde im jahrelangen Bistumskonflikt. Es geht um die katholische Lehre, der ein Teil der Priester und Laien nicht mehr folgen will. Im Tiefsten liegt dem Konflikt kein Personalproblem, sondern ein Glaubensproblem zugrunde.

3. Wenn die Bischofskonferenz die Lage im Bistum Chur für ausweglos erklärt, so ist dazu folgendes festzuhalten: Erstens gibt es für gläubige Christen niemals eine so ausweglose Lage, als dass sie nicht im Geiste der Liebe und Versöhnung, einer echt christlichen

Communio, zu bewältigen wäre. Zweitens mag sich die SBK einmal ernsthaft fragen, inwieweit sie selber zu dieser angeblichen Auswegslosigkeit beigetragen hat. Hat die SBK, statt den eigenen Mitbruder auszugrenzen, je unzweideutig und bestimmt Bischof Wolfgang unterstützt, verteidigt und die Öffentlichkeit mit Nachdruck zur Annahme des vom Papst ernannten Bischofs aufgerufen? Haben einzelne Mitglieder der SBK nicht vielmehr durch Wort und Tat zur weiteren Destabilisierung der Situation beigetragen?

4. Wir bitten die Mitglieder der Schweizer Bischofskonferenz und die Anführer der zuständigen staatlichen und kirchlichen Gremien, den Kampf gegen Bischof Wolfgang Haas einzustellen und sich der Glaubensnot sowie der moralischen und sozialen Krise in den jeweiligen Bistümern zuzuwenden. Die von Johannes Paul II. gewünschte Neuevangelisierung Europas muß jetzt an die Hand genommen werden. Außerdem bietet uns die Adventszeit die gute Gelegenheit, die längst fällige Versöhnung im Bistum einzuleiten.

Katholische Volksbewegung Pro Ecclesia, Postfach 35, 5403 Baden

lich dargelegt wurden, zuletzt in der Enzyklika „Veritatis splendor“, bleibt der Autor auf dem Standpunkt eines extremen Individualismus und Relativismus.

Der Autor bringt es fertig, in vier Zeilen drei Häresien zu verkünden. So kann es nicht ausbleiben, daß seine ganze Schrift in die Irre führt.

Jopp vermerkt: „Normenbildung geschieht entscheidend in den Gemeinden.“ Die Norm aber ist Jesus Christus nach dem Zeugnis der Bibel und der Lehre der Kirche. Jopp: „Kirche ist dort, wo Gemeinde ist.“ Diese weit verbreitete Gemeindeideologie erkennt, daß die Kirche von Jesus Christus gegründet ist und zu ihr die vergangenen 2000 Jahre gehören und die noch anstehende Zukunft, und zwar unter und mit dem Nachfolger Petri. Jopp: „Die Gemeinde ist nicht mehr Objekt der Seelsorge, sondern Subjekt.“ Tatsächlich aber untersteht die Gemeinde Jesus Christus und seinem Willen. Wäre die Gemeinde Subjekt der Seelsorge, könnte sie aus sich das Heil schaffen. Jesus Christus wäre überflüssig. Die Gemeinde und jeder einzelne hat die Pflicht zum Apostolat. Unter Zurückstellung der eigenen Person gilt es, die Botschaft Jesu weiterzutragen, ob gelegen oder ungelegen. Es wirkt geradezu grotesk, wenn Jopp auf die Teilnahme des Judas am letzten Abendmahl verweist und argumentiert: „Jesu Liebe ist so groß und umfassend grenzenlos, daß er selbst seinen Verräter nicht vom Mahl ausschließt. Dann darf die Kirche auch keinen ausschließen.“ (S. 47). Die Berichte der Evangelien lassen nicht eindeutig erkennen, ob Judas noch an der Einsetzung der Eucharistie teilgenommen hat. Muß man andererseits aber den Text nicht so deuten, daß Jesus sich so wehrlos und demütig in seiner Liebe anbietet, daß er auch ein Sakrileg erduldet und erleidet? Muß man also nicht davor warnen, unwürdig zur Kommunion zu gehen? Wer unwürdig von diesem Brote ißt und den Kelch des Herrn trinkt, ist schuldig des Leibes und Blutes des Herrn. (1 Kor 11, 27).

S. 55 liest man folgende Argumentation: „Die Wiederverheirateten »Geschiedenen« gehören zur Einheit der Kirche, damit grundsätzlich zur Eucharistie.“ Dies ist richtig; doch so, daß das unblutige Opfer Jesu in der Wandlung das Opfer für alle ist. Dieses Opfer bringt die Kirche für alle dar. Im Wissen, daß Jesus Christus sich für uns alle aufopfert, sehen wir uns verpflichtet,

von der Sünde umzukehren und uns der Wahrheit anzuschließen. Wenn wir diesen Schritt nicht tun und aufgrund der Sünde in der Distanz zu Gott leben, haben wir auch keine Möglichkeit zur Kommunion. Ja, dann ist die Teilnahme an diesem Opfer nur formal. Erst sollen wir uns selbst dem Opfer Jesu verbinden, dann erst ist die Gemeinschaft mit ihm in der Kommunion möglich. Wie soll dies aber ohne Beichte und Umkehr geschehen?

Eine Anregung: Es gab eine Zeit, in der in den hl. Messen auch für die Eheleute und Familien gebetet wurde. Diese Zeit scheint längst vorbei. Wichtiger sind wohl die Themen wie: Regenwald, Umwelt, Feminismus u.a. Würden die Priester in Fürbitten, Andachten, und Meßfeiern die Anliegen der Ehen und Familien berücksichtigen, würden die Betroffenen eine echte Sorge des Priesters um die Seelen seiner Pfarrangehörigen spüren. Denn „nur mit Gott werden treue Liebesbeziehungen gelingen.“ (S. 63)

Im folgenden einige Texte aus der authentischen kirchlichen Lehre:

can. 1055 §1: „Der Ehebund, durch den Mann und Frau unter sich die Gemeinschaft des ganzen Lebens begründen, welche durch ihre natürliche Eigenart auf das Wohl der Ehegatten und auf die Zeugung und die Erziehung von Nachkommenschaft hingordnet ist, wurde zwischen Getauften von Christus dem Herrn zur Würde eines Sakramentes erhoben.“²

can. 1134: „Aus einer gültigen Ehe entsteht zwischen den Ehegatten ein Band, das seiner Natur nach lebenslang und ausschließlich ist; in einer christlichen Ehe werden zudem die Ehegatten durch ein besonderes Sakrament gestärkt und gleichsam geweiht für die Pflichten und die Würde ihres Standes.“²

Gaudium et spes Nr. 48: „Die innige Gemeinschaft des Ehelebens und der ehelichen Liebe, vom Schöpfer begründet und mit einer eigenen Gesetzmäßigkeit versehen, wird durch den ehelichen Vertrag, das heißt durch eine unwiderfällige gegenseitige Zustimmung, gestiftet. So entsteht durch menschliches Tun, in dem sich die Eheleute einander hingeben und annehmen, ein nach göttlicher Anordnung fester Stand, auch vor der Gesellschaft. Dieses heilige Band unterliegt im Hinblick auf das Wohl der Eheleute und der Nachkommenschaft

sowie auf das Wohl der Gesellschaft nicht menschlicher Willkür. Gott selbst ist Urheber der Ehe...

Christus der Herr hat diese vielfältige Liebe, die aus der göttlichen Liebe hervorgeht und nach dem Vorbild seiner Einheit mit der Kirche gebildet ist, in reichem Maße gesegnet. Wie nämlich Gott einst durch den Bund der Liebe und Treue seinem Volk entgegenkam, so begegnet nun der Erlöser der Menschen und der Bräutigam der Kirche durch das Sakrament der Ehe den christlichen Eheleuten.“

Katechismus der Katholischen Kirche Nr. 1664: „Einheit, Unauflöslichkeit und Bereitschaft zur Fruchtbarkeit sind für die Ehe wesentlich. Die Polygamie läßt sich mit der Einheit der Ehe nicht vereinbaren. Eine Scheidung trennt, was Gott vereint hat; die Weigerung, fruchtbar zu sein, bringt das eheliche Leben um seine „vorzüglichste Gabe“, das Kind (GS 50,1).³

Nr. 1655: „Geschiedene, die zu Lebzeiten des rechtmäßigen Gatten wieder heiraten, verstoßen gegen den Plan und das Gesetz Gottes, wie Christus es gelehrt hat. Sie sind zwar nicht von der Kirche getrennt, dürfen aber die heilige Kommunion nicht empfangen. Sie können ihr Leben dennoch christlich führen, vor allem dadurch, daß sie ihre Kinder im Glauben erziehen.“³

Praefation in der Brautmesse: „In Wahrheit ist es würdig und recht, dir, allmächtiger Vater, zu danken und das Werk deiner Gnade zu rühmen. Denn du hast den Menschen als Mann und Frau erschaffen und ihren Bund zum Abbild deiner schöpferischen Liebe erhoben. Die du aus Liebe geschaffen und unter das Gesetz der Liebe gestellt hast, die verbindest du in der Ehe zu heiliger Gemeinschaft und gibst ihnen Anteil an deinem ewigen Leben. So heiligt das Sakrament der Ehe den Bund der Gatten und macht ihn zu einem Zeichen deiner göttlichen Liebe durch unseren Herrn Jesus Christus.“⁴

Gerhard Stumpf

¹ A. Jopp, Die Zeit ist reif, Colorexpress Vertriebs- und Verlags- GmbH, 72622 Nürtingen; 1966

² Codex iuris canonici, Butzon & Bercker, Kevelaer; 1983

³ Katechismus der katholischen Kirche, Benno- Verlag; 1993

⁴ Der Große Sonntags-Schott, Herder 1975, S. 759

Mit dem Titel „Die Kirchenkrise“ ist im Januar der Band mit den Referaten der „Internationalen Theologischen Sommerakademie 1996“ des Linzer Priesterkreises erschienen (siehe die Besprechung S.62 und „Fels“ Nr. 10/1996, S. 308). Hier zwei Stellen aus dem Vortrag des Salzburger Kirchenhistorikers Prof. Dr. Gerhard Winkler über „Die gegenwärtige Kirchenkrise in kirchengeschichtlicher Perspektive“:

Die Kirche wird zwar immer Ecclesia reformanda sein, aber immer im Sinn des täglichen Confiteor, nicht dadurch, daß man die Beichte abschafft. Luther setzte die theologischen Voraussetzungen, daß in den Kirchen der Reformation die Beichte praktisch verloren gegangen ist. Als die Gesellschaft Jesu und die anderen Reformorden des 16. Jahrhunderts antraten, die Kirche zu erneuern, haben sich die gebildeten Herren wieder stundenlang in den Beichtstuhl gesetzt. Darin sahen sie ihre wichtigste Aufgabe.

Viele gegenwärtige Kirchenkritiker und -reformer werden mich erst dann wieder beeindrucken, wenn sie selber regelmäßig beichten gehen und regelmäßig einige Stunden des Aktivismus für den Beichtstuhl verwenden (...)

Kulturkampf und Kirchenverfolgung gehören zu den evangelischen Normalitäten, Jeder Seelsorger, der von der Öffentlichkeit nur hochgepriesen und gegen seine Amtsbrüder ausgespielt wird, müßte sich zuerst fragen, ob er vielleicht etwas falsch gemacht hat.

Mit der Gefahr der Häresie nicht zu rechnen, wie das in der Euphorie des Zweiten Vatikanums teilweise geschah, gehört zu den schweren Fehlern von Hirten und Aposteln. Das sollte sich nicht wiederholen. Ein Jahr vor Luthers Thesen schrieb Erasmus, einer der gescheiterten Leute des Jahrhunderts, die Zeit von Häresien sei glücklich vorbei. Der Irrlehren gäbe es jetzt weniger als früher. Das hätten die neuen Wissenschaften erreicht. Das war utopistische Schwärmerei, die vielleicht keine schwere Sünde darstellte, aber bei einflußreichen Theologen wie Erasmus Schaden anrichten konnte, weil viele nicht mehr mit der Kirchenkrise rechneten, als sie ausbrach.

Der Band enthält auch die Predigt, die Alfons Maria Kardinal Stickler bei dem Pontifikalamt im alten Ritus in Hohenfurt hielt. Nach Hinweisen auf Verfälschungen und Entartungserscheinungen bei den heutigen Eucharistiefiern und der Erinnerung an die Äußerungen des Papstes über die zentrale Bedeutung der Feier des hl. Meßopfers sagte der Kardinal u.a.:

Dieser zentralen Funktion der Eucharistie muß eine zentrale Sorge um die würdige

Zeit im Spektrum

Darbringung, um den würdigen Kult entsprechen; denn dieser Vollkommenheit entspricht in vieler Hinsicht die Frucht und Wirkung der Eucharistie selbst(...).

Die zweite Erwägung mußte angestellt werden, um uns davon zu überzeugen, daß die so notwendige Bitte um Hilfe in dieser schweren Zeit der Kirche, die einzige Hilfe, die uns retten kann, aus dem von Gott gewollten Zentrum des eucharistischen Kultes kommen muß, der deswegen zutiefst den Anforderungen dieses Kultes hinsichtlich der gottbezogenen Ehrfurcht entsprechen muß, soll er die notwendigen Früchte der allmächtigen Hilfe tragen. Er muß immer mehr zu einem bewußten und Gottes Willen entsprechenden Kult der ehrfürchtigen Anbetung der Heiligkeit Gottes und seines Willens werden, zur notwendigen Sühne für das vielfache Versagen der Glieder der Kirche, die einer Neuevangelisierung bedürfen, zu einem tiefen Dank für die uns schon gewährten Gnaden der göttlichen Geduld mit unserem Versagen, einer immer entschlosseneren Aufopferung unserer selbst als Glieder des mystischen Leibes Christi zur Bekehrung der geistig kranken Glieder und schließlich zu einem ununterbrochenen, Gott wohlgefälligen, demütigen und vertrauensvollen Bittgebet um die allmächtige Hilfe, derer wir bedürfen.

Schwangerenberatung als Fassade

In einem Kommentar für die Rubrik „Fremde Federn“ der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (30.1.1996) stellte Prof. Herbert Tröndle hinsichtlich der Schwangeren-Beratung noch einmal heraus, was die meisten katholischen Befürworter eines Verbleibens der Kirche in der staatlichen Beratung nicht zur Kenntnis nehmen oder nicht zur Kenntnis nehmen wollen. Tröndle war Präsident des Landgerichts Waldshut-Tiengen und ist Verfasser eines nun in 47. Auflage erscheinenden Kommentars zum Strafgesetzbuch.

Manche versuchen, das Verbleiben kirchlicher Beratungsstellen in der Schwangeren-

konfliktberatung (mit Scheinerteilungspflicht) zu rechtfertigen. Dabei spielen unrealistische Erwartungen an das staatliche Schutzkonzept eine Rolle. „Wichtige positive Aussagen“ der verfassungsgerichtlichen Entscheidung vom 28. Mai 1993 werden hervorgehoben, der Grundwiderspruch des Urteil aber wird unerwähnt gelassen. Ein Schutzkonzept, das der Schwangeren generell die Letztentscheidung über Tod und Leben ihres Kindes überläßt, gibt gerade in den entscheidenden Fällen den staatlichen Schutz für das einzelne Kind preis. Die verfassungsgerichtlichen Schutzpostulate sind Fassade, hinter der die Schutzlosigkeit Ungeborener verborgen ist.

Nach dem Gesetz bestätigt der Beratungsschein nur, daß sich die Schwangere dem Beratungsangebot gestellt hat. Falls sie eine katholische Beratungsstelle aufgesucht hat, ist davon auszugehen, daß eine Beratung zugunsten des Lebens stattgefunden hat. Begehrt die Schwangere aber den Schein, geschieht das ausschließlich deswegen, um die Möglichkeit zu haben, straflos abtreiben zu können. Der Schutz des Lebens des ungeborenen Kindes endet mit der Aushändigung des Beratungsscheins. Er schafft die notwendige und einzige Voraussetzung dafür, daß die Schwangere ihre „Letztentscheidung“ straflos durchsetzen kann (...)

Das Gesetz gewordene Schutzkonzept, läßt in schwersten Konfliktfällen auch die Schwangere dann schutzlos wenn sie unter massivem Druck von Partner und Umfeld den Beratungsschein verlangt. Sehenden Auges und unter Strafandrohung zum Schweigen verpflichtet muß die Beraterin in solchen Fällen den Beratungsschein aushändigen und damit den Weg für die Tötung des ungeborenen Kindes ebnen.

Das Gesetz verheißt zwar Schutz durch Beratung. Eine Beratung findet, so die Schwangere sich ihr versagt, nicht statt. Soll die Kirche sich in dieses staatliche Beratungskonzept mit Scheinerteilungspflicht einbinden, obwohl das Gesetz ein Recht einräumt, sich der Mitwirkung an diesem Gesetz zu verweigern, das letztlich immer nur die autonome Entscheidung der Schwangeren oder des sie bedrängenden Umfeldes und nicht etwa das Leben des Kindes sichert?

(...) Im Grunde haben Abtreibungswillige alles, was Anhänger der Fristenregelung von Beginn an forderten. Im Blick aufs Ganze ist nicht die Beratung das Wirkungskräftige, sondern der sie konterkarierende „Beratungsschein“, der nicht das Leben schützt, sondern die Abtreibung freigibt. Aber gerade wenn eine parlamentarische Mehrheit für eine Verbesserung der jetzigen Gesetzeslage derzeit nicht zu gewinnen ist, sollten die kirchlichen Beratungsstellen für das Funktionieren dieses staatlich akzeptierten Unrechtssystems keinen Beitrag leisten (...)

„Lernen aus dem Niedergang der amerikanischen Schule“ empfiehlt die Schweizer Monatszeitung „Zeit-Fragen“ über einem längeren Interview mit dem amerikanischen Psychologen Dr. Paul Vitz, Professor für Psychologie an der New York University (Zeit-Fragen, Januar 1997 Postfach 252, CH-8044 Zürich). Vitz beschreibt den Niedergang der öffentlichen Schulen in den U.S.A. - mit Drogen- und Gewaltproblemen, Bürokratismus, sich überschlagenden Reformen und Lehrplanumstellungen, dem „Burn-out-Syndrom“ der Lehrer und den Versuchen, dem Niedergang mit Charakter-, Tugend- und Moral-erziehungsprogrammen zu begegnen. Hier einige Stellen aus dem Gespräch:

Hinzu kommt, daß die Resultate des Erziehungssystems noch nie derart mager waren, obwohl mehr Geld in die Bildung investiert wird als jemals zuvor. Es gibt keine Korrelation zwischen den Ausgaben und den Resultaten. Dies zeigt sich auch am Erfolg der katholischen Schulen. Vergleicht man öffentliche mit katholischen Schulen, deren Schüler aus denselben innerstädtischen Ghettos kommen, zeigt sich, daß die katholischen einen um ein Drittel geringeren Kostenaufwand haben und dennoch die besseren Schüler hervorbringen.(...)

Die Bildungsphilosophie und die Bildungsprogramme sind mittlerweile selbst Gründe für den erzieherischen Niedergang. Während vieler Jahrzehnte konzentrierte sich die Schule darauf, Wissen zu vermitteln, Kompetenzen und Fähigkeiten zu entwickeln. Zur Förderung der kognitiven Kompetenzen gehörte auch eine gewisse moralische Ausbildung.

Zuerst fiel dann das wenige an moralischer Ausbildung weg. Heute bewegt man sich auch vom Schwerpunkt der kognitiven Kompetenzen weg und beschäftigt sich statt dessen mit emotionaler Ausbildung (...)

Das sinkende Leistungsniveau unserer Schulen hat sicher mit der Idee zu tun, daß in der Schule alle Spaß haben müßten, jeder ein hohes Selbstwertgefühl haben und sich rundum wohl fühlen sollte und niemand mit Mißerfolgslebnissen konfrontiert werden dürfe. Ein Weg, dies zu erreichen, besteht darin, den Lehrer nicht mehr als Wissensquelle, sondern als Animator zu betrachten. Es paßt alles zusammen: Man entwertet das Wissen, schafft den Lehrer als Autorität ab und behauptet, es sei für die Schüler viel besser und lustiger, wenn sie keine Angst haben und sich um nichts kümmern müssen. Damit verbunden sind auch Lehrmethoden, die den Schüler als Lehrer vorsehen oder Wissensvermittlung durch Diskussionen ersetzen (...).

Wir haben vergessen, daß Erziehung und Lernen schwierig sind. Wir haben auch die grundlegende Einsicht vergessen: „No pain, no gain“ (ohne Fleiß kein Preis). Das

gilt in der Erziehung und muß auch in der Schule, beim Lernen wieder bewußt gemacht werden: „No sweat, no effort, no knowledge“ (ohne Schweiß, ohne Anstrengung kein Wissen) (...)

Zeigen Sie den Schulreformern, daß ihre „Neuerungen“ bereits in Amerika versucht wurden und zu welchen Resultaten sie geführt haben. Wer sich weigert, aus der amerikanischen Erfahrung zu lernen, muß reichlich dumm sein“

Öffentliche islamische Gebetsauf-rufe in Deutschland?

In Deutschland gibt es mittlerweile rund drei Millionen Moslems; immer mehr werden auch deutsche Staatsbürger. Immer häufiger ergibt sich daraus die Frage: Dürfen moslemische Gemeinden öffentlich durch Lautsprecher zum Gebet aufrufen, wie in islamisch beherrschten Ländern üblich? In verschiedenen deutschen Städten geschieht es schon so. idea (Informationsdienst der Evangelischen Allianz) brachte dazu einem Kommentar von Pfr. Christoph Morgner, in dem es - unter Betonung der Religionsfreiheit auch für Moslems - u.a. heißt:

Wenn nun in einigen deutschen Städten mittlerweile der zu einer Moschee gehörende Gebetsruf per Lautsprecher mehrmals am Tag ausgerufen wird, sollten wir dieser Praxis widersprechen. Denn beim Islamischen Gebetsruf (adhaan) handelt es sich nicht um ein bloßes Einladen zum Gebet (salaat) in die Moschee, sondern hier wird der islamische Glaube öffentlich und wörtlich bekannt und demonstrativ an die Öffentlichkeit gebracht. Hier wird lautstark für eine Glaubensweise Propaganda gemacht. Es kann jedoch niemandem zugemutet werden, zwangsweise und regelmäßig dem offensiven Glaubensbekenntnis einer anderen Religion ausgesetzt zu sein. Das ist in dieser Form nicht einmal christlicherseits üblich. Man stelle sich vor, evangelische Pfarrer und katholische Priester würden mit dem Lautsprecherwagen täglich durch einen Ort fahren und Elemente des Glaubensbekenntnisses ausposaunen. Das gäbe einen Aufschrei der Empörung. Der islamische Gebetsruf kann nicht - wie das oft geschieht - mit dem Glockenläuten von den Türmen christlicher Kirchen verglichen werden. Schließlich verbinden sich mit dem Geläut der Glocken keine inhaltlichen Aussagen. Es erinnert lediglich an die Tages- und Gebetszeiten und lädt zum Besuch der Kirchen ein. Es wirbt nicht inhaltlich für den christlichen Glauben. Der islamische Gebetsruf, der in Arabisch gesprochen wird, hat folgenden Wortlaut: „Gott ist größer (2x); Ich bezeuge, daß es keinen Gott außer Gott gibt (2x); Ich bezeuge, daß Mohammed der Gesandte Gottes ist (2.x); Auf zum Gebet

(2x); Auf zum Erfolg (zu guten Werken) (2x); Gott ist größer (2x); Es gibt keinen Gott (2x) außer Gott (4x); Gott segne unsern Herrn Mohammed und seine gesamte Familie und all seine Gefährten.“

Die Aussagen des Gebetsrufs richten sich - zumindest indirekt - gegen Grundzüge des christlichen Glaubens: die Dreieinigkeit und die Gottessohnschaft Jesu. „Der islamische Gebetsruf ist deshalb ein Affront gegen glaubende Christen“ (so der evangelische Islam-Kenner Pfarrer Eberhard Troeger von der Evangeliumsgemeinschaft Mittlerer Osten, Wiesbaden). In diesem Gebetsruf wird ein Machtanspruch laut, der sich nicht nur auf den einzelnen Menschen bezieht. Der Islam zielt grundsätzlich darauf ab, daß der Wille Allahs auch in der gesamten Gesellschaft durchgesetzt wird. Die Trennung von „Gemeinde“ und „Welt“, die wir im christlichen Glauben kennen, ist dem Islam fremd. Glaube und öffentliche Ordnung gehören in ihm untrennbar zusammen. Deshalb wird bei den Hauptgebeten, die freitags gehalten werden, häufig über gesellschaftspolitische Themen gepredigt. Wer den Gebetsruf zuläßt, verschafft diesem Anspruch Raum. Man stelle sich die möglichen kulturbestimmenden Folgen vor.

Meinungsmache durch mediale „Oberpriester“

Einen detaillierten kritischen Überblick über die Medienkampagne gegen Bischof Wolfgang Haas von Chur gab Domherr Christoph Casetti von Chur im „Schweizerischen Katholischen Sonntagsblatt“ (19.1.1996 CH-9403 Goldach). Am Schluß bemerkt Casetti:

Es gibt in der Schweiz noch 99 Tageszeitungen, die jedoch für den allgemeinen Teil von etwa 33 Redaktionen gemacht werden. Die Meinungsbildung in kirchlichen Angelegenheiten erfolgt in der Presse unseres Landes über die drei Agenturen SDA, AP und KIPA. (...). Von der veröffentlichten Meinung abweichende Auffassungen haben es außerhalb der Leserbriefspalten sehr schwer, sich im redaktionellen Teil Gehör zu verschaffen. Aus diesem Grund sind die „Schweizerische Katholische Wochenzeitung“ und das „Schweizerische Katholische Sonntagsblatt“ in der Presselandschaft unseres Landes unentbehrlich geworden.

Wie war es möglich, während so vielen Jahren diese Kampagne ohne stichhaltige Argumente zu führen? Denn sachlich kann dem Churer Bischof eigentlich nichts vorgeworfen werden. Der hauptsächlich ins Feld geführte „Vertrauensmangel“ wird nie konkretisiert; es sei denn, dass man feststellt, der Bischof denke in einigen umstrittenen Fragen so wie das Lehramt der Kirche.

Als „Tag des gottgeweihten Lebens“ soll in Zukunft der 2. Februar - Fest der Darstellung des Herrn, Maria Lichtmeß - von der Kirche begangen werden, erstmals in diesem Jahre. - Dies erklärt Papst Johannes Paul II. in einem vom 6. Januar 1997 datierten und am 18. Januar 1997 in Rom veröffentlichten Schreiben an die Bischöfe und Ordensleute.

Der „Tag des gottgeweihten Lebens“ soll, wie der Papst in seinem Schreiben ausführt, als „Tag des Gebetes und der Reflexion“ einem dreifachen Ziele dienen. Er soll - erstens - Gelegenheit sein, „den Herrn feierlicher zu loben und ihm für das große Geschenk des gottgeweihten Lebens zu danken“ - „Wir dürfen nie vergessen, daß das gottgeweihte Leben, bevor es eine Verpflichtung des Menschen ist, ein Geschenk ist, das von oben kommt, eine Initiative des Vaters...“.

Zweitens habe der Tag das Ziel, beim ganzen Volk Gottes Kenntnis und Wertschätzung des gottgeweihten Lebens zu fördern. Er soll der ganzen Kirche helfen, das Zeugnis der Personen hochzuschätzen, die Christus in einem Leben gemäß den evangelischen Räten in größerer Nähe und Ähnlichkeit folgen. Ihr Zeugnis sei von großer Bedeutung für die ganze Kirche, die ja doch in jedem ihrer Glieder aufgerufen sei, in der Nachfolge Christi und der Kraft des Heiligen Geistes auf Gott hin zu leben.

Drittens soll der Tag die Ordensleute dazu einladen, gemeinsam „die Wunder zu feiern, die der Herr an ihnen gewirkt hat“, noch mehr „die Strahlen der göttlichen Schönheit“ in der Art ihres Lebens zu entdecken und sich der Bedeutung ihrer Sendung in Kirche und Welt deutlicher bewußt zu werden. Er soll den Ordensleuten, „die in eine oft unruhige und oberflächliche Welt eingetaucht, und oftmals von bedrängenden Aufgaben in Anspruch genommen sind,“ helfen, „zu den Quellen ihrer Berufung zurückzukehren, eine Bilanz ihres eigenen Lebens zu ziehen und die Verpflichtung der eigenen Berufung zu bekräftigen“.

In seinem Schreiben äußert sich der Papst auch zur Angemessenheit gerade des 2. Februar als „Tag des gottgeweihten Lebens“: Der Tag werde an dem Fest begangen, das an die Darstellung Jesu im Tempel durch Maria und Joseph, „um ihn dem Herrn zu weihen“ (Lk 2,32-35), erinnere. „Die Darstellung Jesu im Tempel stellt ein beredetes Zeichen der vollkommenen Hingabe des eigenen Lebens für diejenigen dar, die berufen worden sind, in Kirche und Welt durch die evangelischen Räte, die »Wesenszüge Jesu - Jungfräulichkeit, Armut und Gehorsam« wiederzugeben ... Die jungfräuliche Mutter, die den Sohn zum Tempel trägt, damit er dem Vater ge-

Nachrichten

Notizen

weiht werde, drückt gut das Bild der Kirche aus, die weiterhin ihre Söhne und Töchter dem himmlischen Herrn weiht und sie so der einzigartigen Opfergabe Christi vereint, Ursache und Vorbild jeder Weihe in der Kirche.“

„Während ich“, so der Papst am Schluß seines Schreibens, „dem mütterlichen Schutz Mariens die Institution dieses Tages anvertraue, wünsche ich von Herzen, daß er reichhaltige Früchte für die Heiligkeit und Sendung der Kirche trage ... Die Jungfrau Maria, die das höchste Privileg hatte, dem Vater Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, als reine und heilige Opfergabe zu bringen, führe uns dazu, stets offen und empfänglich zu sein im Hinblick auf die großen Werke, die er nicht aufhört zu vollbringen, zum Wohl der Kirche und der ganzen Menschheit“.

(Übersetzung: C. Reimüller, DT)

Solidarität mit Bischof Wolfgang Haas

In mehreren Erklärungen hat die Katholische Volksbewegung „Pro Ecclesia“ in der Schweiz Solidarität mit Bischof Wolfgang Haas von Chur zum Ausdruck gebracht. Anlaß war zunächst das Interview, das Weihbischof Paul Vollmar dem bei Herder in Freiburg erscheinenden „Anzeiger für die Seelsorge“ gegeben und in dem er seinen Bischof als „Fehlbesetzung“ im Amt bezeichnet hatte. Als sich die Schweizer Bischofskonferenz am 5.12.96 in ähnlicher Weise äußerte, antwortete „Pro Ecclesia“ am 10.12.96 mit einer Solidaritätserklärung für Bischof Haas. Da diese aber in keiner der großen Schweizer Zeitungen veröffentlicht wurde, brachte „Pro Ecclesia“ sie am 18.12.1996 mit einer bezahlten Anzeige in vier Schweizer Zeitungen der Öffentlichkeit zur Kenntnis. Die Erklärung lautet:

„Aufgrund der Ereignisse vom Dezember 1996 möchten die nachstehenden Organisationen und Unterzeichneten hiermit ausdrücklich ihre Solidarität und Unterstützung für Bischof Wolfgang Haas bekunden.

Wir anerkennen Bischof Wolfgang als rechtmäßigen Oberhirten der Diözese Chur. Gemäß unserem katholischen Glauben betrachten wir ihn als Nachfolger der Apostel, von denen gilt: „Wer Euch hört, hört mich“ (Lk 10,16).

Wir sind Bischof Haas dankbar, daß er

gemäß dem Auftrag Christi die Botschaft Gottes `gelegen oder ungelegen` verkündet. Wir schätzen seine offene, menschenfreundliche und zutiefst gläubige Art. Wir beten für Bischof Wolfgang, auf daß er sein Amt in einer Zeit großer Glaubensnot weiterhin mutig versehen kann.“

Die Erklärung war von rund dreißig katholischen Verbänden und Institutionen mitgetragen und von verschiedenen Einzelpersonlichkeiten unterzeichnet. „Pro Ecclesia“ hat dann auch zur Unterschriftensammlung für diese Erklärung aufgerufen.

Am 20.12.1996 gab „Pro Ecclesia“ dann eine größere Solidaritätserklärung für Bischof Haas heraus (siehe Seite 55 in diesem Heft, „Für Christen gibt es keine Ausweglosigkeit“). Da auch diese Erklärung in den Medien praktisch totgeschwiegen wurde, publizierte „Pro Ecclesia“ sie wiederum mit einer Anzeige in neun Schweizer Zeitungen.

Wie „Pro Ecclesia“ mitteilt, soll die Unterschriftensammlung für die Solidaritätserklärung bis zum April dieses Jahres fortgesetzt werden. - Anschrift: Pro Ecclesia, Postfach 35, CH-5403 Baden.

Richard Baumann †

Am 2. Januar 1997 wurde Richard Baumann, 97 Jahre alt, in Tübingen aus diesem Leben abberufen. Heute selbst unter Katholiken fast vergessen, war Richard Baumann als Pfarrer der evangelischen Landeskirche in Württemberg 1942 zu der Erkenntnis gekommen, daß das Petrusamt und seine Fortdauer im Papsttum biblisch begründet sind, und dann in seiner kirchlichen Gemeinschaft mit Wort und Schrift für eine Anerkennung des Papstes und eine korporative Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche eingetreten. Dies trug ihm in seiner Landeskirche ein Lehrzuchtverfahren ein, für das seinerzeit die rechtliche Grundlage („Lex Baumann“) erst geschaffen werden mußte und das 1953 mit seiner Amtsenthebung endete. Baumann trat weiterhin für seine Überzeugung ein. Doch als er einsah, daß es nicht zu einer korporativen Wiedervereinigung kommen würde, konvertierte er zur katholischen Kirche; 1982 wurde er in sie aufgenommen. Freunde und Bekannte, die seine Geschichte kennen, sind der Überzeugung, daß er als „Pionier der Ökumene“ in die Kirchengeschichte eingehen wird. Sie sehen seine Bedeutung gerade für heute vor allem auch darin: Während katholisch sich nennende Theologen mit Berufung auf das Evangelium die Entleerung und Ausschaltung des Petrusamtes versuchen, entdeckt er nach 450 Jahren Leidensgeschichte protestantischer Zerissenheit aufgrund wirklichen Hörens auf die Heilige Schrift das Petrusamt in seinem vol-

len Sinne als „Prinzip und Fundament der Einheit“ und steht mit allen Konsequenzen dafür ein. - Auf dem Bergfriedhof in Tübingen hat Richard Baumann seine letzte Ruhestätte gefunden.

R.i.P.

Siehe dazu „Zwanzig Bücher für den Papst“ in „Fels“ 5/1971, S.153, und „Nur ein Konvertit?“ in „Fels“ 10/1984, S.278. - Mehr dazu in einem der nächsten Hefte.

ZdK und ProKirche wollen zusammenarbeiten

Am 17. Januar trafen in Bonn Vorstandsvortreter der Initiative ProKirche mit sechs Mitgliedern des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) zu einem ersten Kontaktgespräch zusammen. Dabei informierte die Bewegung, deren Sitz kürzlich von Augsburg nach Bonn verlegt worden war, zunächst über ihre bisherigen Aktionen: ProKirche hatte unter anderem

als Gegenbewegung zum sogenannten Kirchenvolksbegehren bundesweit ein Jahr lang Unterschriften unter dem Titel „Zeugnis für die Kirche“ gesammelt und das Ergebnis anschließend der Deutschen Bischofskonferenz übergeben.

Der Vizepräsident des ZdK und frühere bayerische Kultusminister, Prof. Dr. Hans Maier versicherte, er habe sich sehr gefreut, als er von der Existenz und dem Engagement der Initiative erfahren habe. Die Vorsitzende des ZdK, Rita Waschbüsch, konnte zu den Positionen der Initiative keinen großen inhaltlichen Dissens erkennen. Sie bot ProKirche die Zusammenarbeit an. Da sich die Initiative überdiözesan und deutschlandweit engagiere, sei grundsätzlich auch eine Mitgliedschaft im Zentralkomitee möglich. Dankbar sei das ZdK auch für eine Mitarbeit von ProKirche beim Katholikentag 1998 in Mainz. In der gut einstündigen Unterredung informierten die Deligierten der Initiative das ZdK außerdem über die Zukunftspläne von ProKirche.

Initiativkreise und Liturgie

In einer Erklärung vom 21. Januar 1997 hat Dr. Wolfgang Graf, Vorsitzender des Initiativkreises katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg, die Haltung der Initiativkreise zu gegenwärtigen Fragen der Liturgie umrissen, Hier der Wortlaut der Erklärung:

Vielen Katholiken wird die Krise der Kirche im deutschsprachigen Raum am schmerzlichsten und unmittelbarsten auf dem Gebiet der Liturgie bewußt. Deshalb zählt eine würdige Feier der Liturgie auch zu den wichtigsten Anliegen, für die sich die Initiativkreise einsetzen. Handelt es sich doch keineswegs um ein äußerliches, etwa nur ästhetisches Problem. Denn „in der Liturgie, besonders im Opfer der heiligen Eucharistie, vollzieht sich das Werk unserer Erlösung“, wie auch das II. Vatikanische Konzil erklärt hat (SC 2). Auch in der Liturgie muß sich die unverfälschte und unverkürzte Lehre der Kirche spiegeln. Diese Forderung gilt für alle Riten, natürlich auch für den 1969 geschaffenen Ritus, der in ungezählten Varianten in der Kirche am häufigsten gefeiert wird.

In der Liturgiekonstitution erklärt das II. Vatikanische Konzil, daß „die heilige Mutter Kirche allen rechtlich aner-

kannten Riten gleiches Recht und gleiche Ehre zuerkennt“ und daß es ihr Wille ist, „daß diese Riten in Zukunft erhalten und in jeder Weise gefördert werden“(SC 4). Es ist unbestreitbar, daß nach den wiederholten Erlassen des Heiligen Vaters auch der klassische lateinische Ritus rechtlich anerkannt ist und deshalb erhalten und gefördert werden muß. Daß diesem Willen des Heiligen Vaters, den Kardinal Ratzinger z. B. in seinem jüngsten Buch „Salz der Erde“ wieder zum Ausdruck gebracht hat, auch im deutschsprachigen Raum entsprochen wird, wo immer Priester oder Gläubige das wünschen, zählt ebenfalls zu den Anliegen der Initiativkreise.

Allerdings bemühen sich die Initiativkreise auch um eine glaubenstreue Feier des neuen Ritus. Das wird auch in der gegenwärtigen Aufklärungs- und Anzeigenaktion gegen die geplante Maßreform 2000 mit ihren verfälschenden Tendenzen deutlich. Auffällig ist es dabei, daß bislang von den berufenen Hütern der Liturgie kaum jemand seine Stimme zur Erhaltung dieses Ritus erhob, der doch erst vor wenigen Jahrzehnten mit unerhörtem Nachdruck eingeführt wurde.

Angesichts der eingangs erwähnten Situation werden die Initiativkreise im Sinne Kardinal Ratzingers in ihrem Einsatz für eine „Reform der Reform“ nicht nachlassen, die wieder Maß nimmt an den Schätzen der Tradition.

VERANSTALTUNGEN

Meßfeiern im alten Ritus gemäß Altritus-Indult und Motuproprio „Ecclesia Dei“

Neu:

Bamberg: Marienkapelle (Seitenkapelle der St.-Michaelskirche), jeweils am 1. und 3. Sonntag eines jeden Monats (außer an Hochfesten) um 17.00 Uhr hl. Messe. Die anderen Orte und Termine siehe Heft 12/1996, S. 391

Sühnenacht/ Sühneanbetung

Aachen: An jedem ersten Freitag im Monat, 17.30 Uhr in St. Foillan neben dem Dom, für die ungeborenen Kinder. Näheres unter Tel. 0241 / 911221. Jeden 2. Samstag im Monat Sühnenacht in der Klosterkapelle der Kind-Jesu-Schwestern, Jakobstr. 19; 19.30—ca. 1.00 Uhr (Gebetsapostolat für Papst und Kirche).

Braunschweig: Kapelle des Krankenhauses St. Vinzenz, Bismarckstr. 10. Jeden 1. Samstag im Monat (Herz-Mariä-Sühnesamstag) 8.00 hl. Messe, anschl. Aussetzung des Allerheiligsten, ab 10.00 Rosenkranz, Kreuzweg und Beichtgelegenheit. Ende 12.00 Uhr

Essen: An jedem Herz-Jesu-Freitag, 19.00 bis 21.00 Uhr Sühnegottesdienst in der Domkirche.

Frankfurt: An jedem 13. des Monats, 15.00 Uhr, Kapelle des St.-Katharinen-Krankenhauses, Seckbacher Landstr. 65, Rosenkranz des Fatima-Weltapostolates. - An jedem 3. Sonntag im Monat, 15.00 Uhr, in der Pfarrkirche Allerheiligen, Thüringerstr. 35, am Zoo, Rosenkranzsühnekreuzzug.

Hannover: 8.2.1997 Sühnesamstag in der Pfarrkirche St. Martin, Hann.-Roderbruch. Beginn 8.00 Uhr; 9.30 hl. Messe mit P. Dr. den Hartog. Anschl. Auss. des Allerh. u. Beichtgel. Schlußsegen 16.00 Uhr. -Rückfragen: 0511/494605.

Kall/Eifel: Pfarrkirche, an jedem Herz-Jesu-Freitag von 19.00-21.30 Uhr. Auskunft: Tel. 0 2441/5522.

Leuterod-Ötzingen: 25.2.1997 18.00-22.00 Uhr Maria-Hilf-Kirche, mtl. Treffen des Mar. Segenskreises. Eucharistiefeier, Predigt, Beichtgel., Anbetung. Mit Pfr. R. Lambert.

Marienfried bei Ulm: Jeden Donnerstag: 20.00 Uhr Anbetung, 21.00 Uhr hl. Messe, danach Anbetung bis 23.00 Uhr in der Kirche, ab 23.00 Uhr bis 7.00 Uhr in der Tabor-Kapelle.

Jeden Herz-Mariä-Samstag: 18.00 Uhr Sühneanbetung und Beichtgelegenheit, 20.00 Uhr 1. Sühnemesse, danach Anbetung, 24.00 Uhr 2. Sühnemesse, danach Anbetung, 5.30 Uhr hl. Messe. Jeden 13. des Monats (Fatimatag): 14.00

Uhr Anbetung und Beichtgelegenheit, 15.00 hl. Messe.

Jeden 2. Freitag im Monat: 20.00 Uhr Anbetung, 21.00 Uhr hl. Messe, danach Anbetung bis zur 2. hl. Messe um 2.30 Uhr (Freundeskreis Maria Goretti e. V.).

München: Damenstiftskirche St. Anna, Damenstiftsstr. 1. Jeden 1. Samstag i. M. (Herz-Mariä-Sühne-S.) 16.30 Uhr Kreuzweg, 17.00 Uhr Rosenkranz, 17.30 Uhr hl. Messe.

Pielenhofen bei Regensburg: Gebetswache jeden Herz-Jesu-Freitag beim Gnadenbild des Weinenden Heilands in der Pfarrkirche. Beginn 18.30 Uhr mit Rosenkranz, Beichtgelegenheit; anschl. hl. Messe, Euchar. Anbetung mit Schlußsegen. Ende 20.30 Uhr. Rückfahrt nach Regensburg mit Sonderbus.

Piesbach/Saar: Jeden Freitag von 20.00-24.00 Uhr Fatima-Gebetswache in der Pfarrkirche St. Johannes d. T. Jeden ersten Donnerstag im Monat Fatima-Triduum, ab 17.15 eucharistische Anbetung bis zum Herz-Jesu-Amt am Morgen des Herz-Jesu-Freitags um 7 Uhr; Kreuzweg-Andacht um 15.00 Uhr; ab 20.00 Uhr Fatima-Gebetswache bis 24.00 Uhr.

Saarbrücken: Basilika St. Johann: an jedem Herz-Mariä-Samstag Sühnegebet 19.30-23.30 Uhr. 22.00 Uhr hl. Messe.

Schalkmehren bei Daun/Eifel: Am Sonntag nach dem 13. eines jeden Monats in der Pfarrkirche Fatima Abend. 18.00 Uhr freudenr. Rosenkranz. 18.45 Uhr feierl. Amt mit Predigt. Anschl. schmerz. und glorr. Rosenkranz, Weihegebet und sakram. Segen. Beichtgelegenheit. Ende ca.21.00 Uhr

Steinfeld/Eifel: Kapelle der Salvatorianer, an jedem Herz-Jesu-Freitag von 19.00-22.00 Uhr. Auskunft: Tel. 0 2441/1021.

Wietmarschen: 8.2.1997, Sühnesamstag im St. Matthiasstift. Beginn 15.00 Uhr mit der Marienvesper. - Rückfragen: 05921/15291.

Würzburg: Sa./So., 22./23.2.1997 Heilig-Geist-Kirche, Veitshöchheimer Straße, Beginn 19.00 Uhr, Ende 4.30 Uhr.

Nächtliche Anbetung in Oberhaid

Am 15./16. Februar nächtliche Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg. Thema: Christus, wahrer Mensch (das Zeugnis von Cyrill und Methodius), Beginn der Anbetungsstunden vor dem ausges. Allerheiligsten (mit Kreuzweg und Rosenkranz) Samstag 20.30 Uhr, Ende Sonntag 5.30 Uhr. Beichtgel. ab 20.30 Uhr Hochamt zu Ehren der Mutter Gottes, 24.00Uhr lat. Choralamt. 4.30 Uhr hl. Messe.

Exerzitien

24.2.-28.2.1997 im St. Josef-Stift, Franz-Ludwig-Str.7-9, 45290 Trier, Tel. 0651/48087. Leitung: P. Wemer Engel; im Geist der Marian. Priesterbewegung.

Gebetsmeinung des Heiligen Vaters Februar 1997

1. Daß die Sensibilität gegenüber Leidenden alle christlichen Gemeinschaften auch zu konkreten Taten solidarischer Liebe führe.

2. Daß kranke und alte Menschen lernen, ihre eigenen Leiden mit dem Leiden Christi zu verbinden und sie für die Kirche darzubringen.

Besinnungstage

Fr 11.4. 16.30 Uhr - Di 15.4.1997 (morgens) im Kloster Maria Engelport (unweit Treis/Hunsrück, Rhein-Mosel-Dreieck), Exerzitien/Besinnungstage. Thema: „Auf einen Tröster habe ich gewartet ... (Ps. 69). Für Männer und Männer mit ihren Ehefrauen. Leitung: P. Johannes Chrys. Trummet CMM. - Am So 13.4., 10.30 Uhr feierl. Pontifikalamt mit WB Dr. Alfred Kleinermeilert. - Näheres bei: Heinz Hagenbrock, Roonstr. 41, D-44143 Dortmund, Tel. 0231/593167.

MJB - Marianische Jugendbewegung

Auskunft über das Programm mit Begegnungs- und Besinnungstagen, Glaubensinfos, Gesprächsrunden, Holy Hours, Ski- und Hüttenwochenenden u.a.m. bei MJB, Raingasse 5, D-89284 Pfaffenhofen; Tel.: 07302 /3610; Fax: 073 02/4984

Initiativkreise

Augsburg: Sonntag, 23.2.1997, 16.30 Uhr, Hotel Riegele am Bahnhof in Augsburg; Universitätsdozent Dr. Bruno Hügel (Eichstätt): Die moderne Fortpflanzungstechnik beim Menschen aus biologischer und ethischer Sicht. - Zuvor um 15.00 Uhr hl. Messe im klassischen römischen Ritus in St. Margareth (Nähe St. Ulrich). Näheres unter 08249/90104.

Eichstätt: Mittwoch, 5.2.1997, Hörsaal 201 der Universität Eichstätt, 19.15 Uhr: Prof. Dr. Wolfgang Waldstein (Rom): Das Naturrecht als Fundament einer demokratischen Gesellschaft. - Näheres unter 084 21/2125.

Hildesheim: Monatliches Treffen zum Beten, Hören, Singen und Stille Halten vor dem Allerheiligsten. Beginn jeweils 18.00 Uhr mit dem hl. Meßopfer; danach Auss. des Allerheiligsten, Gel. zum Empfang des Bußsakramentes. Ende mit dem Euch. Segen gegen 21.00 Uhr. - In der Kirche St. Maria vom hl. Rosenkranz in Letter bei Hannover, Kirchstr. 4. Anschließend nach Wunsch familiäre Gesprächsrunde.

Linz: 1. Fastensonntag 16.2.1997; 14.00 Uhr hl. Messe in der Minoritenkirche; 15.15 Uhr Vortrag im Redoutensaal, Promenade 39, A-4020 Linz. Prof. Dr. Hubert Gindert: Wege aus der Glaubenskrisen - Eine katholische Antwort auf Kirchenvolksbegehren und Herdenbrief.

Münster: Freitag, 14.2.1997, 16.00 - ca.19.00 Uhr, im Pfr.-Eltrop-Heim, Wolbecker Str.121a. 48155 Münster, Pfr. Horst Mittenentzwei: Gertrud von Helfta und die Herz-Jesu-Verehrung / Freitag, 7.3.1997, 16.00 - ca.20.00 Uhr, im Franz-Hitze-Haus, Kardinal-von-Galen-Ring 50, 48149 Münster. Dr. Trautemarie Blechschmidt: Der Irrtum des biogenetischen Grundgesetzes aufgewiesen an humanembryologischen Befunden (mit Lichtbildern).

Würzburg: Sonntag, 23.2.1997, 15.00 Uhr, Kloster der Kreuzschwestern in Gemünden/Main. Prof. Dr. Georg May: Das Bußsakrament. Vesper mit Predigt; anschl. Aussprache und Information. - Liborius-Wagner-Kreis, Würzburg, Kontaktadresse; Dr. Ulla Martin, Am Forst 6, D-97270 Kist; Tel. 09306/3466.

*

Vortrag in München: Donnerstag, 13. März 1997, Restaurant Rhaetenhaus, Luisenstr. 27, D-80333 München, Nähe Königsplatz. Prof. Dr. Georg May: Das Recht auf Einzelzelebration. - Laienvereinigung „Pro Missa Tridentina“.

Gustav-Siewerth-Akademie

Kompaktveranstaltungen Februar 1997

Dr. Carlos Melches: **Die philosophische Auslegung des Dreifaltigkeitsbegriffes bei Thomas von Aquin.** Sa 8.2. - Di 11.2.1997. Jeweils 9.00 - 12.00 Uhr und 14.30 - 17.15 Uhr

Dr. Dr. Waltraud Neumann: **Philosophisches Seminar zu Augustinus „De Trinitate“** V. Mi 12.2. - Fr 14.2.1997. Jeweils 9.00 - 12.00 Uhr und 14.30 - 17.15 Uhr.

Prof. Dr. Josef Schumacher: **Glauben und Wissen (Konfessionskunde).** Mo 17.2. - Mi 19.2.1997. Jeweils 9.00 12.0 Uhr und 14.30 - 17.15 Uhr.

*

Gasthörer nach vorheriger Anmeldung stets willkommen. - Das vollständige Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1996/97 Auskünfte und Anmeldungen bei: Gustav-Siewerth-Akademie, D-79809 Weilheim-Bierbronn, Tel. 07755/364; Fax 07755/80109; e-mail: 07755364-0001 @t-online.de

Alfons Schulz: Drei Jahre in der Nachrichtenzentrale des Führerhauptquartiers. Christiana-Verlag, Ch-8260 Stein am Rhein, 1996. 274 Seiten, 42 Fotos, DM 19,80.

Alfons Schulz wurde im Januar 1942 mit 20 Jahren nach Rastenburg in Ostpreußen als Oberfunker in die Nachrichtenzentrale des Führerhauptquartiers versetzt. Seine Dienstzeit endete am 26. Mai 1945. Über diese drei Jahre in unmittelbarer Nähe des „Führers“ - der Autor setzt das Wort stets in Anführungszeichen - und die Zeit danach in amerikanischer Gefangenschaft berichtet Alfons Schulz in seinem spannend geschriebenen Buch.

Der Leser wird von der Biographie des jungen Soldaten gefesselt, dessen Leben sich in der Spannung zwischen der Pflichterfüllung als Soldat und seinem Verantwortungsbewußtsein als überzeugter Katholik abspielt.

Die Jahre, die er im Führerhauptquartier verbringt, nennt er eine „Zeit der Lüge und des Terrors“ (S. 198) und zeichnet an Hand von Fakten den wahren Charakter der damaligen Machthaber, wie er sie im Alltag des Krieges erlebt hat: grausam, unerbittlich, haßerfüllt, machtbesessen, uneinsichtig, aber auch von der Gnade Gottes verfolgt.

Das Buch ist jedoch kein bloßer Bericht über ein Stück deutscher Geschichte „aus erster Hand“, sondern ein erschütterndes Zeugnis von der ungeheuren Macht des Reiches der Finsternis über den leicht verführbaren Menschen, der so gern auf Ideologien wie Lügen hereinfällt, wenn sie nur seinen unkontrollierten Strebungen entgegenkommen. In seiner Verblendung folgte die Mehrheit des deutschen Volkes seinen Verführern, und, wie so oft schon in der Geschichte, endete die Verblendung in der totalen Vernichtung.

Nach dem Krieg waren die Besiegten Freiwild für die Sieger. Welchen Grausamkeiten deutsche Soldaten in den Kriegsgefangenenlagern auch der westlichen Alliierten ausgesetzt waren, verschweigt Alfons Schulz nicht.

Mit einem Zitat von Erich Kästner schließt das Buch: „...und nie mehr schweigen, wenn wir reden müssen.“ Was hier vom politischen Geschehen gesagt wird, gilt für alle Bereiche des Menschlichen. Wir müssen heute über die Kraft reden, die uns unser christlicher Glaube schenkt, wenn wir ihn kennen und nach ihm leben. Er allein vermag uns immun zu machen gegen die zahlreichen Rattenfänger unserer Tage, er kann uns davor bewahren, erneut in zeitliches und ewiges Verderben zu stürzen, persönlich und als Volk.

Dieses Buch sollte Pflichtlektüre aller sein, die die Nazizeit nicht selbst erlebt haben. Es entmythologisiert den „Führer“-Mythos und ist deshalb besonders denen zu emp-

fehlen, die von der Richtigkeit der Nazi-Ideologie immer noch oder schon wieder überzeugt sind,

Ein Dank an den Christiana-Verlag für die Veröffentlichung dieser Erinnerungen und der vielen Fotos, die zum Teil aus dem Privatbesitz des Autors stammen.

Johannes Kramarz

Franz Breid (Hrsg.): Die Kirchenkrise. Referate der „Internationalen Theologischen Sommerakademie 1996“ des Linzer Priesterkreises in Aigen/M. - Ennsthaler Verlage A-4402 Steyr 1996; 302 Seiten TB-Format, DM 24,80.

Die Internationale Theologische Sommerakademie 1996 des Linzer Priesterkreises hat - wie man aufgrund des Buchtitels vermuten könnte die gegenwärtige Kirchenkrise nicht nur beschrieben, sondern auch versucht, ihre Ursachen ausfindig zu machen und zumindest Ansätze zu ihrer Überwindung zu zeigen - und dies mit Erfolg, wie man wohl sagen darf (Siehe dazu den Bericht in „Fels“ 10/1996, S. 30 f). Deshalb ist es zu begrüßen, daß die Referate der Akademie nun auch im Druck vorliegen und damit über den Teilnehmerkreis hinaus bekannt werden können. Insbesondere ist zu wünschen, den alle jene sie zur Kenntnis nehmen, die als Seelsorger, Lehrer, Katecheten oder in anderer Weise in der Kirche Verantwortung tragen.

Der Band enthält die folgenden Vorträge und Predigten: Dr. Edgar Piel (Allensbach): Die Kirchenkrise in soziologischer Sicht (mit 16 demographischen Schaubildern) / Prof. Dr. Gerhard Winkler (Salzburg): Die gegenwärtige Kirchenkrise in kirchengeschichtlicher Perspektive / Prof. Dr. Leo Scheffczyk (München): Das wesentlich und bleibend Katholische / Prof. Dr. Robert Prantner (Heiligenkreuz): Das Neue „Lehramt“ der Medien / Weihbischof Dr. Andreas Laun (Salzburg): Glaubensgehorsam und Mündigkeit / Erzbischof Jan Graubner (Olmütz): Kirchenkrise und II. Vatikanisches Konzil / Bischof Dr. Kurt Krenn (St. Pölten): Das genuine Jesus- und Kirchengbild und seine heutigen Verzerrungen / Prof. Dr. Walter Brandmüller (Augsburg): Vertrauen in die Kirche / Alfons Maria Kardinal Stickler (Rom): Predigt über die Bedeutung der Liturgie für die Überwindung der Kirchenkrise / Prof. Dr. Karl Josef Wallner (Heiligenkreuz): Wie kann ich die Kirche ertragen? / Prof. Dr. Alois Winter (Fulda): Von der Zumutbarkeit des Glaubens.

Am Ende des Bandes werden die Referaten mit Kurzbiographien vorgestellt.

H. Fr.

Siehe dazu die Auszüge auf Seite 57 dieses Heftes. Tonkassetten mit den Vorträgen sind erhältlich bei Prof. Alois Pernsteiner, Dallingier Str.13, A-4060 Leonding, (je DM 10,—).

Irmgard Fiden Behrendt / Gerhard Fittkau (Hg.): Zerissen ist das Netz...und wir sind frei. Tänzerin in Ostpreußen - Ordensfrau in Brasilien. Bonifatius Verlag Paderborn,² 1996. 156 Seiten (21 x 15 cm), 13 Fotos.

Dieser ergreifende und erschütternde Bericht sei hier mit den Worten angezeigt, die der Herausgeber, Prof. Dr. Gerhard Fittkau, ihm vorangestellt hat:

»Der folgende Bericht einer jungen Tänzerin am „Treu Dank“-Landestheater in Allenstein und dienstverpflichteten Hilfslehrerin in Masuren gibt Zeugnis von der Kraft des Glaubens, einen Weg unsäglich Schrecken und Leiden beim Einmarsch der Roten Armee in Ostpreußen im Winter 1943 seelisch ungebrochen zu überstehen. Sie lernte in dieser „furchtbarsten Zeit ihres bisherigen Lebens“...was „christliche Freiheit ist“.

In dieser Freiheit trat sie, von schwerer Erkrankung genesen, ins Kloster der (Steyler) „Missionsschwestern vom Hl. Geist“ ein. Sie erwartete, „da eher der inneren Unfreiheit durch Rücksichtnahme, auf Ansehen, Anerkennung, gesellschaftliches Fortkommen zu entgehen“. Von ihrer Missionsgemeinschaft nach Brasilien im Jahre 1952 entsandt, blieb sie innerlich frei, auf eine akademische Lehrtätigkeit, für die sie sich qualifiziert hatte, zu verzichten, um sich in einem Elendsviertel der Millionenstadt São Paulo der Not der verwahrlosten Kinder anzunehmen und dabei ständiger Bedrohung durch junge und alte Banditen und Gangster standzuhalten.

Ihre Erlebnisse auf dem Weg in die Freiheit ihrer Berufung hat sie vor nun fast 50 Jahren auf Wunsch ihrer Ordensoberen aufgezeichnet. Angesichts all der furchtbaren Greuel, die von den vielen Kriegsschauplätzen der Welt gemeldet werden, haben ihre Vorgesetzten die Erlaubnis zu ihrer Veröffentlichung gegeben.«

Joseph Overath: Traktat über den Neid. Verlag Josef Kral, D-93326 Abensberg 1966, 77 Seiten (19 x 12,5 cm).

Wenn renommierte Soziologen feststellen, daß unser Gesellschaft als „Neidgesellschaft“ bezeichnet werden kann, dann ist es gewiß an der Zeit, sich über dieses Laster Gedanken zu machen und seinen Ursachen und Folgen auf die Spur zu kommen. Der Verfasser versucht dies hier anhand der abendländischen Tradition auf recht anregende Weise mit allgemeinverständlichem philosophischen Nachdenken in sechs Kapiteln: I. Was der Neid ist und was er nicht ist / II. An den Quellen des Übels / III. Gesichter der Scheelsucht / IV. Sich vor Neid schützen? / V. Invidia clericorum (Kleriker-Neid) / VI. Scheelsüchtige Götter und der eine Gott.

H. Fr.

„Treulose Hirten“

Der heilige Petrus Canisius nannte die Priester und Bischöfe seiner Zeit „treulose Hirten, Lehrer ohne Licht in ihren Augen“. Der in der Deutschen Tagespost vom 9.1.1997 erschienene Beitrag über „Heilige als Reformer der Kirche“ gibt bemerkenswerte Einblicke in die Zustände des Glaubens nach der Reformation des 16. Jahrhunderts, er macht uns aber auch lichtvoll klar, daß es heute mit der Kirche kaum besser bestellt ist. Die Krise der Kirche war auch schon damals eine Krise der Hirten. Durch das Auftreten heiliger Männer wie Petrus Canisius konnte die Krise aber abgewendet werden. Der Erfolg seines Apostolates war, „weite Teile der katholischen Bevölkerung im deutschen Sprachgebiet wieder zu lebendigen Christen zu machen, die ihren Glauben kannten, liebten und lebten“. Den Glauben kennen kann ich nur, wenn er mir treu und gewissenhaft vermittelt wird. Dann kann ich ihn lieben und nach ihm leben.

Im 16. Jahrhundert waren 90 Prozent der Bevölkerung vom Glauben abgefallen und die Kirche war im Zustand der Zersetzung und der Auflösung. Eine Erneuerung der Kirche war überfällig, aber dazu hätte es vor allem frommer und tatkräftiger Bischöfe und Priester bedurft. Doch daran fehlte es seit langem. Canisius nannte in seinen Schriften und Predigten die Ursachen des Zerfalls. Den Priestern warf er vor, sich nur um weltliche Dinge zu kümmern, daß sie „sich über ihr Priestertum ärgern und sich nirgends so langweilen wie am Altar beim Zelebrieren“. Die Kompromißbereitschaft mit dem Zeitgeist war auch damals einer der Gründe für die Säkularisierung des Glaubens. Aber „Kompromisse beschleunigen nur den Untergang der Religion“, sagt der Heilige. Die Glaubwürdigkeit der damaligen kirchlichen Machthaber ließ offensichtlich sehr zu wünschen übrig, denn „sogar die schlechtesten Menschen würden unschwer die apostolische Autorität in den Bischöfen anerkennen, wenn sie nur in ihnen zuerst apostolische Frömmigkeit sähen“. Sein Resümee „Petrus schläft, Judas wacht“ könnte er auch in unsere Zeit gesprochen haben. Er verurteilte die „Zuckerprediger“, die immer nur von Gottes Barmherzigkeit sprechen, doch nie von seiner Gerechtigkeit. Christus sei nicht nur Versöhner, sondern auch Gesetzgeber und Richter, sagt Canisius seinen Zeitgenossen. In einem Brief schreibt er: „Wir gehen zugrunde, wenn wir uns nicht ernstlich auf den schlimmen Zustand Deutschlands... und auf die dafür notwendigen Gegenmittel besinnen. Wir müssen uns zwischen den beiden Möglichkeiten entscheiden, entweder unseren Glauben zu verteidigen und zu erneuern oder ihn zu unserer Schande aufzugeben.“ Die Kirchenkrise des 16. Jahrhunderts ist mit der des ausgehenden 20. Jahrhunderts nahezu identisch. Auch heute muß die Kir-

Forum der Leser

che dringend reformiert werden. Es wird zwar von „Reformen“, „Neu-Evangelisierung“, „Aufbruch“ in der amtlichen Kirche unaufhörlich geredet, unzählige Gremien und Räte werden geschaffen, um im „Dialog“ die Kirche dem modernen Menschen „wieder näherzubringen“. Alle diese sogenannten Erneuerungen sind aber für die Kirche schädlich, weil sie in die falsche Richtung gehen. Das Ergebnis der nachkonziliaren Reformen ist unübersehbar: Leere Kirchen, verwaiste Beichtstühle, zerstörte Liturgie, verlorene Ehrfurcht, Leugnung von Glaubenswahrheiten, Glaubenszusammenbruch in den Familien, Relativismus im Religionsunterricht usw. Irrlehren amtierender Theologen, Disziplinierung treugläubiger Priester, Abweisung der traditionellen Messe, Anbiederung an „alle Religionen“ und ökumenistische Umrarmungen mit den Andersgläubigen sind die sichtbaren Zeichen des Aufgebens katholischer Positionen. Was nach dem Konzil gekommen ist, sind keine Reformen, sondern „Neuinterpretierungen“ von verbindlichen und unverrückbaren Prinzipien. Hier sind Gegenreformen dringend erforderlich. Canisius schrieb auch: „Wenn wir aber katholisch bleiben wollen, müssen wir ausdrücklich bekennen und durch die Tat beweisen, daß wir uns des Papstes und jener Kirche nicht schämen, welche die Mutter und Lehrerin aller Kirchen ist. Sämtliche Spaltungen, sämtliche Irrlehren in der Kirche sind daher gekommen, daß man sich den Weisungen des Papstes nicht fügte.“ Ein verbindliches Lehramt gibt es heute de facto nicht mehr. Fast jeder Theologe darf ungestraft seine permissiven Ideologien verbreiten und somit sein eigenes Lehramt aufmachen. Was diese angemessene Freiheit der theologischen Lehre bereits zerstört hat, wäre nur in Generationen wieder zu „reformieren“. Bei der Jugend muß angesetzt werden, in der Familie, im Religionsunterricht. Nur wenn der in Schrift, Tradition und Lehramt verbürgte Glaube vom Kindesalter an wieder vermittelt wird, kann irgendwann die Kirche wieder gesunden. Das war auch das große Anliegen des heiligen Petrus Canisius, der zahlreiche Schulen und Seminarien gegründet hat. „Wenn wir Bischöfe hätten, wie sie die früheren Zeiten in Athanasius, Ambrosius, Cyrillus hatten, könnten wir hoffen, daß das jetzt so aufgewühlte Deutschland zur Ruhe und inneren Geschlossenheit zurückfände. Das Volk wird die Stimme eines echten Hirten hören.“

Diesem Wort des heiligen Petrus Canisius ist nichts hinzuzufügen.

Hartwig Groll,
55411 Bingen

Nehmen Sie, bitte, unseren schönen Gruß aus Sternberk an.

Die heilige Liturgie mit ihren schönen Texten aus dem Neuen und Alten Testament bereitet uns vor auf das große Geheimnis der Geburt des Gottes- und Mariensohnes, vor dem wir, wie die Hirten und Weisen, nur in Staunen und Lob knien können.

Der Herr hat uns zwei neue Schwestern gegeben und so sind wir hier im Ganzen vierzehn. Unsere Herzen sind voll von Dankbarkeit wegen der heiligen Gelübde unserer Sr. M. Teresie vom Heiligsten Herzen Jesu, die sie am 17.11.1996 in der hiesigen Pfarrkirche ablegen konnte.

Wir danken dem Herrn auch für die Weihe des neuen Altars, der Kapelle und des Klosters der heiligen Agnes von Prag durch unseren Erzbischof Mons. Jan Graubner am 24.11.1996.

Nach fast sieben Jahren haben wir am 4.12.1996 unsere provisorische Wohnung im Pfarrhaus verlassen und sind ins neue Kloster übersiedelt. Jetzt beten wir für Sie und für die ganze Welt in unserem neuen Haus.

Ihre dankbaren Schwestern von Sternberk

Gestern hat mir Pfarrer Stonys aus Litauen für den Fels gedankt. Er findet viel Stoff für Vorträge und Predigten. Das gleiche sagt P. Leks aus Krakau, dem ich „meinen“ Fels immer schicke. Diese Ostpriester sind alle konservativ - Gottseidank.

1990 hat P. Recktenwald uns in einem Vortrag den Fels empfohlen - seitdem lese ich ihn. Machen Sie bitte so weiter. Danke!

Josef Limbrunner

Ich bin erst spät auf den „Fels“ gestoßen, doch nun freue ich mich auf jede neue Nummer, die in orientierungsloser Zeit Wegweisung gibt und Informationen, die die übrigen Medien verschweigen oder nicht sachgemäß kommentieren.

Johannes Kramarz
52064 Aachen

Quellenhinweise:

S. 38 J. P. Woeckel, »Pietas Bavarica«, Anton H. Konrad Verlag, Weißenhorn/Bayern

S. 51: Bild: Bündnis 90. »Die Grünen« Programm zur Bundestagswahl 1994“.

Letzte Seite: Text: „Die Märtyrer von Japan“ von J. Glazik in „Reformer der Kirche“ Matthias Grünewald -Verlag, 1970

Liebe Fels Leser,

Die **neuen Abonnummern** befinden sich links oben auf dem Versandetikett (beginnend mit 00_ _ _). Danke. *Ihre Red.*

Der heilige Franz Xaver ist nicht nur der Apostel Indiens. Er hat den christlichen Glauben auch nach Japan gebracht. Am 15. August 1549 landete er im Hafen von Kagoshima. Der von ihm gestreute Same trug reiche Frucht: In kaum fünfzig Jahren zählte Japan nicht weniger als 300 000 Christen. Innerhalb dieser fünfzig Jahre mußten viele Christen bereits den Martertod erleiden - am 5. Februar 1597 wurden auf dem Tateyama-Hügel in Nagasaki sechs spanische Franziskaner, drei japanische Jesuitenbrüder und sieben japanische Christen gekreuzigt. Im Todesurteil wird die Mißachtung des Predigtverbotes Hideyoshis als Grund der Hinrichtung angeführt: „Diese Menschen haben gelogen, indem sie sagten, sie seien Gesandte der Philippinen. Sie kamen nach Japan und haben sich ohne Erlaubnis hier aufgehalten. Sie haben das Verbot übertreten und die Ketzerei gelehrt. Daher sind sie zu Nagasaki zu kreuzigen.“ Das Urteil des Shoguns wurde nach Landessitte auf ein großes Brett geschrieben und an einer langen Stange befestigt; es sollte vor den Verurteilten hergetragen werden, wenn sie zur Hinrichtung gingen.

Unter den Gefangenen befanden sich sogar Kinder(...). Der zwölfjährige Ludwig Ibaraki wurde auf dem Todesmarsch von dem Stellvertreter des Gouverneurs beiseite genommen: „Ich will dein Leben retten, wenn du das Christentum aufgibst und mir folgst. Ich werde dich zu einem berühmten Ritter machen.“ Aber der Junge schüttelte nur unwillig den Kopf und rief: „Ich habe gelobt, meinen Glauben nicht zu verleugnen und Gott nicht zu beleidigen. Die Freuden und Ehren dieses Lebens sind nur wie Schaum auf dem Wasser, wie der Morgentau auf den Gräsern. Die Freuden und Ehren des Himmels dagegen sind unvergänglich. Wenn du aber wirklich mein Leben retten willst, dann rette das Christentum in Japan.“ Auf dem Richtplatz konnte der kleine Ludwig nicht sogleich das für ihn bestimmte Kreuz finden. Er lief hin und her vor Aufregung und Angst, er sei vergessen worden. Schließlich eilte er auf den Vizegouverneur zu und fragte: „Herr Gouverneur, wo ist mein Kreuz? Ich möchte es umarmen und an meine Brust drücken.“ Ans Kreuz gefesselt, betete er still. Als die Lanzen seine Brust durchstießen, rief er mit lauter Stimme: »Paraiso, paraiso - Paradies, Paradies!«

Die Eltern des dreizehnjährigen Antonius waren noch Heiden und versuchten, das junge Leben ihres Kindes zu retten. Aber Antonius blieb seinem Glauben treu und versicherte seinen Eltern: „Wenn ich im Himmel vor unserem Herrn erscheine, werde ich bestimmt für euch beten.“



Paul Miki wird mit einem anderen Christen auf einen Ochsenkarren durch Kyoto gefahren

Dann wandte er sich an Petrus Baptista, den Priester, und sagte: „Vater, du hast versprochen, mit mir, Ludwig und Thomas, wenn wir am Kreuz hängen würden, den Psalm »Laudate, pueri, Dominum!« zu singen. Stimm ihn bitte an.“ Als der Pater nicht antwortete, begann der Knabe selbst, und die anderen Jungen und einige der Blutzengen stimmten mit ein.

Papst Pius IX. verkündete am 8. Juni 1862 in St. Peter: „Weil diese sechsundzwanzig Märtyrer für unseren heiligen Glauben ihr Leben dahingegeben haben, werden sie heute heiliggesprochen. Die Gläubigen aller Länder sollen ihre Fürbitte anrufen und sie verehren. Der 5. Februar soll als ihr Gedächtnistag begangen werden.“ J. Glazik